



*Die
Jugendbewegung
in Ostpreußen*

*Die
Jugendbewegung
in Ostpreußen*

Bernhard Heister

1991

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	Seite	3
<i>Der Beginn</i>	Seite	5
<i>Von Bünden und Gruppen</i>	Seite	9
<i>Heime und Herbergen</i>	Seite	15
<i>Fahrten und Lager</i>	Seite	21
<i>Die Musen</i>	Seite	31
<i>Der Sport</i>	Seite	42
<i>Brücke zum Baltikum</i>	Seite	45
<i>Brücke nach Polen</i>	Seite	50
<i>Brücke nach Skandinavien</i>	Seite	56
<i>Die zwölf Jahre</i>	Seite	58
<i>Brücke zum Heute</i>	Seite	60
<i>Literatur</i>	Seite	63

Bildnachweis:

1. Umschlagseite: *Auf großer Fahrt* (Bildarchiv Bernhard Heister)
4. Umschlagseite: *Sommersonnenwende* (Tuschezeichnung von Charlotte Heister)

Herausgeber: Landsmannschaft Ostpreußen, Abt. Kultur,
Parkallee 86, 2000 Hamburg 13

Druck: Druckerei Sund, 2240 Heide/Holstein

Dieser Arbeitsbrief wurde aus WZVO-Mitteln der
Stiftung Nordostdeutsches Kulturwerk für die Stiftung Ostpreußen gefördert.

Vorwort

In diesem Arbeitsbrief wird von einem Wissensträger der Erlebnisgeneration ein wichtiger Bereich der jüngeren Kulturgeschichte Ostpreußens erzählt, in Berichten zusammengetragen und in seinem inneren Zusammenhang gewichtet. Die Jugendbewegung wurde anderenorts in den letzten Jahren bereits als soziales und auch politisch wirksames Phänomen in der deutschen Sozialgeschichte vor dem Ersten Weltkrieg, verstärkt jedoch in der Zwischenkriegszeit behandelt. Gerade für Ostpreußen spielt die Jugendbewegung eine bedeutende Rolle, besonders aber im politischen Vorfeld der Zwischenkriegszeit, denn Wandern und vor allem Jugendwandern war gerade nach dem Ersten Weltkrieg als Grenzlandfahrt politisch motiviert.

Unser Autor, Bernhard Heister, gehört zu denen, die in der Zwischenkriegszeit aktiv in der Jugendbewegung mitwirkten. Ihm gebührt unser Dank, daß er diesen Arbeitsbrief gleichsam aus erster Hand für uns besorgte. Vollständigkeit kann bei dem Umfang dieses Themas auch bei landschaftlicher Begrenzung auf Ostpreußen in einem Arbeitsbrief nicht angestrebt werden; denn das läßt der Rahmen eines Arbeitsbriefes in keiner Weise zu.

Der Elbinger Bernhard Heister greift selbstverständlich über Ostpreußen in seiner Darstellung hinaus, indem er nicht nur, wie es die politische Ordnung nach dem Ersten Weltkrieg nahelegt, den Regierungsbezirk Westpreußen mit Elbing einbezieht, sondern auch über Ostpreußen in kurzen Betrachtungen nach Schweden, den baltischen Staaten und auch nach Polen schaut. Das ist ein ganz wichtiger Gesichtspunkt für den Begriff der Grenzlandfahrt und das Verständnis der Jugendbünde zu ihr.

Ziel dieses Arbeitsbriefes ist es somit, die Jugendbewegung als Phänomen der sozialen, der wirtschaftlichen und politischen Wirklichkeit in der Zeit zwischen etwa 1910 bis zum Zweiten Weltkrieg für Ostpreußen zu dokumentieren. Nicht weniger will er mit unterhaltenden Fahrtenberichten anregen, durch Wandern, Paddeln, Radfahren und andere aktive Reisegestaltung die Landschaft Ostpreußen unabhängig von der Jugendbewegung an sich, zumindest in ihrem südlichen Teil, eindrucksvoll zu erfahren.

Wer sich für das Phänomen Jugendbewegung, in Ostpreußen oder auch allgemein, interessiert, findet das umfangreiche Archiv zu ihr in:

Archiv zur deutschen Jugendbewegung

Burg Ludwigstein
3430 Witzhausen

Volker Schmidt
Kulturreferent



Robert Budzinski
Bootswandern in Masuren

(Ex libris Reinhard Klingbeil,
Archiv Landsmannschaft Ostpreußen,
Abt. Kultur)

Der Beginn

Für die Beschreibung der Jugendbewegung Ostpreußens ist es unumgänglich, den »spätberufenen« Zeichner, Illustrator, Schriftsteller und Lehrer Robert Budzinski zu nennen, der in einer eigenwilligen kurzen Biographie von 1929 seine Abneigung gegen seine Rolle einer traditionellen Respektsperson als Lehrkörper und seine tief empfundene Sympathie zu dem eigenverantwortlichen und freien Lehrer, wie es die Jugendbewegung forderte, formulierte. In seinem graphischen Werk und in seiner Reisebeschreibung »Die Entdeckung Ostpreußens« (1927) findet sich dieser Geist:

Wenn also die Jugend mir nicht viel verdanken konnte, so verdanke ich ihr desto mehr. Denn meine Lehrtätigkeit fiel in die Zeit der Wandervogelbewegung, dieses letzten Ausläufers der deutschen Romantik, und ich ergab mich ihr ganz. Ich wanderte mit den jungen Scharen, zupfte Gitarre und kochte im Freien. Aus der Anrede »Herr Oberlehrer« ward dann das »Du«, von den kleinsten Knirpsen mit Hochgefühl gebraucht. Mein Disziplinhalten hat dadurch nicht gelitten, denn es war da nichts zu verderben, aber ich verdarb es gründlich mit meinem Lehrerkollegium, denn ich mußte die Schulsünden meiner Ortsgruppe vor ihm vertreten. So daß mir der Gedanke kam, die Gruppe habe mich als geeigneten Sünden- und Prellbock auserlesen. Da ich aber auch die Forderungen der Schule der Jugend gegenüber durchdrücken mußte, hatte ich es auch hier nicht leicht. Es ist eben nicht ratsam, Autoritätsperson und Autoritätswächter zugleich zu sein. Aber meine unglaubliche Fähigkeit, eine jede ihrer Dummheiten und Sentimentalitäten mit vollem Verstande und Herzen mitzumachen, überzeugte sie von meiner Stillechtheit. Nun, diese zweite und bessere Jugendzeit ist vorübergegangen, nicht nur bei mir; sie gehörte zu den Dummheiten, die das Leben lebenswert machen.

Robert Budzinski, in: Carl Graepler, Druckgraphik von Robert Budzinski, S. 13, Marburg 1977.

Jede geistige Bewegung in Deutschland hat sich von jeher schnell über das ganze Land, ja, über die staatlichen Grenzen hinaus ausgedehnt. Das war so mit der Reformation, die sich mit Windeseile bis nach Siebenbürgen und in das Baltenland ausbreitete. Es war mit der Gegenreformation nicht anders, und Jahrhunderte später war es mit der deutschen Jugendbewegung ebenso.

Um die Jahrhundertwende war in Berlin-Steglitz mit der Gründung des Wandervogels die deutsche Jugendbewegung entstanden. Wie alle geistigen Bewegungen verbreitete sie sich schnell über das gesamte Gebiet des damaligen Deutschen Reiches, ja, darüber hinaus über den gesamten deutschen Sprach- und Kulturraum in Europa.

Der Danziger Professor Dr. Erich Keyser berichtet in einem Brief:

Ich habe als einer der ersten schon in den Jahren 1905/06 dem Alt-Wandervogel in Danzig angehört. Ich besuchte damals die Quarta und Tertia des Städtischen Gymnasiums. Soweit ich mich erinnere, ist die Danziger Gruppe damals erst kurz zuvor gegründet worden. Es könnte ein Student unserer Technischen Hochschule aus Berlin die Anregung gegeben haben. ... Jungen- und Mädchengruppen waren getrennt. Nur einmal im Jahr fand eine gemeinsame Veranstaltung, wenn ich nicht irre, in dem großen Saal der Germania-Brotfabrik auf Braubank an der Mottlau statt.

Es waren vielfach Studenten, die erste Brücken in der Jugendbewegung vom westlichen Deutschland nach Ostpreußen schlugen.

In einer Festschrift »50 Jahre Bund Deutscher Bibelkreise (BK)« aus dem Jahre 1933 heißt es:

Studenten brachten vor nunmehr 25 Jahren von Berlin die erste Kunde und Anfang unserer Bewegung. Enge Studentenbuden waren die Orte für das langsame Wurzelfassen. Lange Zeit war es ein gering Ding um den BK in West- und Ostpreußen. Bis während des Krieges Paul Berger als Festungsbaumeister in Königsberg aus der Enge in die Weite führte.

Fast ein Jahrzehnt nach der Gründung des Wandervogels in Steglitz entstand im Jahre 1910 die Wandervogelgruppe in Elbing. Karl Wollmann, später Dipl. Ingenieur in Stuttgart, der zu den ersten Wandervögeln in Elbing gehörte, erzählt über die Entstehung des Elbinger Wandervogels und seine erste Zeit:

Ein Elbinger Oberrealschüler, Karl Riedel, hatte in Danzig einen Bruder, der dort Oberlehrer war und zum Eufrat (Eltern- und Freundesrat) des Danziger Alt-Wandervogels gehörte. Dieser Bruder schickte im Sommer 1910 drei Wandervogelstudenten: Otto Gassel, Walter Ruoff und Erich Heinicke nach Elbing, um mit Karl Riedel und mehreren Mitschülern am Sonnabend über Art und Ziel des Wandervogels zu sprechen und am Sonntag mit ihnen eine zünftige Wandervogelfahrt zu machen. Wir lernten dabei auch die Volkslieder des Zupfgeigenhansl's, die Begleitung mit Gitarrenmusik und das Abkochen auf offenem Feuer mit Begeisterung kennen. Von diesen Erlebnissen erzählten wir noch anderen Mitschülern und bald wurde die Elbinger Ortsgruppe des Alt-Wandervogels gegründet. Der gesamte Alt-Wandervogel ging im nächsten Jahre in den Wandervogel e. V. über, dessen Abzeichen, ein silberner Greif auf blauem Feld, wir schon damals mit großem Stolz trugen. Zu den ersten Mitgliedern gehörten: Ernst Lau als Führer, sein jüngerer Bruder Kurt Lau, Bruno Reimann, der meisterhaft wie ein Zigeuner die Geige spielte und ein guter Zeichner, Schriftsteller und Koch war, Uli Dinse mit guter Stimme und Gitarre, Fritz Siegmayer, Bernhard und Alfred Wenk, Konrad Bolz, Fritz Schulz, Werner Ambuhl, Gendreitzig, Steeger, Paul Pulewka und Karl Wollmann. Wir gehörten mit Ostpreußen zusammen zum »Preußengau«, der seine eigene Zeitschrift monatlich erscheinen ließ. Unser Wandervogelgruß lautete »Heil«. Unsere Wanderkluft waren zuerst mit Rücksicht auf unsere Mütter unsere schlechtesten Anzüge, aber so bald als möglich wurden diese ersetzt durch eine feste, kurze Rippelsamthose, einen farbigen Kittel oder ein Hemd mit Schillerkragen, eine Lodenjacke, Lodenhut, Lodenmantel, kräftige Nagelschuhe, eine Militärzeltbahn, einen Rucksack und Instrumente. Jede Uniformierung wurde aber vermieden. So waren wir für Sommer und Winter, für Tag und Nacht zweckmäßig und kleidsam ausgerüstet. Wanderfexen wurden nicht geduldet. Alkohol und Tabak wurden freiwillig, aber selbstverständlich auch im Privatleben gemieden.

Nach dem I. Weltkrieg, aus dem viele der Wandervogel und Angehörigen der sonstigen Jugendbünde nicht mehr heimkamen, gab es einen Neubeginn. Dr. Hugo Preuschoff berichtete 1977 in einer Schrift für den »Freundeskreis ostpreußischer Wandervogel«, wie eine Königsberger Gruppe mit dem Namen »Gangolf« im damaligen »Bund der Wandervogel« entstand, die später dem Nerother Bund angehörte:

Der I. Weltkrieg war zu Ende. Er hatte Königsberg nicht berührt, aber seine Folgen machten sich doch bemerkbar: Vielfach hatten die Väter in den Krieg ziehen müssen; manche waren nicht nach Hause gekommen, und die Aufgabe, die Familien zu ernähren und die Kinder zu erziehen, war den Müttern allein geblieben. Der Ausfall der Väter und der mehr als früher außerhalb des Haushalts arbeitenden Mütter hatte manche Schwierigkeiten innerhalb der Familie hervorgerufen. Auch mußten nicht wenige aus dem heranwachsenden Geschlecht die ungenügende Ernährung in den letzten Kriegsjahren und der Nachkriegszeit mit schweren Erkrankungen, z.B. der Tuberkulose, bezahlen, die sich auch in Königsberg, trotz vielfacher Beziehungen zur Landbevölkerung, breit machte. Jedenfalls drängte auch in den ersten Jahren nach dem Kriege die Sorge um das tägliche Brot alle anderen Gedanken in den Hintergrund.

Das war die Situation, als sich im Jahre 1919 in Königsberg einige Jungen in dem Wunsch zusammenfanden, gemeinsame Wanderungen zu unternehmen.

Nicht jeder, der kam, wurde aufgenommen. Die Aufnahme war von einem Beschluß der Gruppe abhängig; doch gab es keine besondere »Prüfung«, wir richteten uns nach dem Eindruck, den der Neue bei Nestabenden und bei Fahrten gemacht hatte.

Wie war es dazu gekommen, daß junge Menschen, die sich nicht gekannt hatten und in verschiedenen Stadtteilen wohnten, sich zu einer Gruppe zusammenfanden? Unbewußt trugen sie die Sehnsucht nach einer schützenden Gemeinschaft in sich, die einen Gegensatz bilden könnte zu dem kalten Nebeneinander, zu der Fremdheit der Menschen in einer Großstadt.

Sicherlich wurden anfangs die Wanderungen recht ungeschickt unternommen. Viel belacht wurde später die Erzählung über die erste Wanderung auf die Kurische Nehrung. Da wurde Mutters Wäscheleine mitgenommen, weil jemand gehört hatte, in den Wanderdünen sei »fliegender Sand«, in den man einsinken könne. Mit dem »fliegenden Sand« war der Triebsand gemeint. Gerda Koch schreibt von ihm:

Ich kenne den Triebsand; er ist nicht ganz ungefährlich; von wirklichem Versinken in diesem breiigen, nassen Sand, der sich zur Frühjahrs- und Herbstzeit, bei Stürmen und danach, vor und hinter der Düne in kleineren oder größeren Stellen zeigte, habe ich nichts gehört. Ich weiß nur, daß die Fischer Bretter in ihre Wagen legten, um diese dem einsinkenden Pferd unterzuschieben, das sich dann herausrappeln konnte. Ich selbst geriet zweimal auf solch weiche Stelle. Das erste Mal habe ich mich sofort hingeworfen und kriechend festen Sand erreicht; das andere Mal half ich mir durch schnellen Lauf. Also, etwas Wahres ist schon an der Gefährlichkeit des Triebandes, besonders wenn man unwissend überrascht wird und sich nicht gleich zu helfen weiß.

Welches Echo der »Wandervogel« und alle diejenigen, die man dazu zählte, fanden, geht aus einer Schilderung von Fritz Wiese hervor, die im September 1913 in dem altpreußischen Gaublatt »Wandervogel« erschien:

Betrachtungen über den Wandervogel

Der olle, ehrliche Oderspucker, der uns in Stettin vom Dampfer steigen sieht, zu seinem Freund: Kiek, Koarel, das sinn die von wejenst: Kannst Du nicht schlafen ein.

Der »Gebildete«: Na, meine Herren, von wo kommen Sie denn, wenn ich fragen darf? — Aus Elbing? ... ja, ganz recht, da hinten ... an der russischen Grenze, nicht wahr? Wie lange sind Sie denn schon unterwegs? — Haben Sie die ganze Tour zu Fuß gemacht? — Und welche Route gedenken Sie jetzt einzuschlagen? — Ach, meine Herren, das kann ich Ihnen aber gar nicht empfehlen, kenne die Gegend, habe dieselbe Tour schon mal per Rad gemacht, ganz öde Gegend, muß das ja wissen. —

Der »Ungebildete«: He, von wo kommt ihr? — Aus Elbing — Oooch! — Und wohin geht ihr? — Nach Elbing — Oooch! — Und was habt ihr denn fürn Handwerk? — Oooch!

Ein Bauer: Heeail! Kollega! Moake Se ok Puppenspehl? Oawerst singe tun Se doch son Stremel? — Na denn speele Se man ens af!

Der Artillerist: Vazeihn Se, wenn ick störe, dat wollt ick nämlich nich. Wollt ma det blos ma hier so ansehn, nich. War ja auch mal in son Klub! Als ick damals noch in Spandau war, nich. Machten ooch immer sone Touren, aber immer per Fuß, fahren, sowat jabs ja nich! Det war aber noch besser in Spandau, wurden da ooch noch mitn Jewehr ausjebildet, nich.

Erster Bauer: Du, was sind das für welche? Zweiter Bauer: Alpejeers sollns ja sein, aber man weiß ja nicht, ob sies sind. Dritter Bauer (geheimnisvoll): Schpüöhne!

Schornsteinfeger: Na, meine Herren, aufm Tourensport? Na, wieviel Kilometer rutschen Sie denn so pro Tag?

Ein Bauer, der mich zeichnen sieht: Sie, sind Sie der, der nachher immer die Postkarten macht?

Ein Lehrer: Guten Tag, meine Herren, sind Sie Seminaristen? — na, denn sind wir ja bald Kollegen, kommen Sie, trinken wir eins darauf!

Der Agrarier: An den Rhein müssen Sie gehen, das ist doch noch was für Touristen! — Na ja, schließlich bißchen koupiertes Terrain haben Sie ja hier auch, aber glauben Sie mir, am Rhein haben Sie das alles noch viel großartiger!

Ein Gastwirt: Sind Sie Jungdeutschland, junge Herren? Ach Wandervogel, Jungdeutschland, Pfadfinder, man kann ja sagen, das ist alles einunddasselbe, wenigstens was das Abkochen anbetrifft. Brauchen Sie Maggiwürfel?

Die »ältere Dame« in der Wirtschaft: Nei, diese Wahndaveejl! Nu ässn se das chrobe Kommissbrot und trinken dazu das eiskalte Wahssa, und denn jehn se bei der Hitze. Ich mejchd doch da nich mitgehn.

— Auf einer Ferienfahrt im Jahre 1913 gehört. —

Von Bünden und Gruppen

Im allgemeinen gab es die gleichen Bünde, Gruppen und Organisationen wie im »Reich« jenseits des Korridors. Die andere Umwelt, nach dem Ersten Weltkrieg die besondere Situation auf der »Insel Ostpreußen«, die Lage an der Ostsee, die Nachbarschaft der Polen, Litauer und der anderen baltischen Völker gaben der Jugendbewegung und der Jugendarbeit jedoch ein eigenes, ganz ausgeprägtes Gesicht. So lebendig die Beziehungen zu der Jugend im »Reich« waren, so wenig die Jugendbewegung im Osten ohne die enge Verbindung zu ihr denkbar ist, war sie gegenüber der Jugend im »Reich« keineswegs nur der nehmende Teil. Ganz im Gegenteil gab sie reichlich zurück, was sie empfangen hatte.

Es war wohl fast in allen Bünden der Jugendbewegung so, daß Menschen aus dem »Reich«, wie es später hieß, in den Osten kamen und dort Gruppen gründeten oder zumindest anregten. Sehr bald hatten diese Gruppen im Nordosten aber ein eigenes Gesicht. Wie dieses aussah, möchte ich an dem Beispiel des »Ostvolks«, einer Königsberger Gruppe des Gaues Altpreußen der Deutschen Freischar in den zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre, herausstellen. Ich war damals Führer einer Jungengruppe der Deutschen Freischar in Elbing und später des Ringes »Die Burg«, der alle Gruppen der Deutschen Freischar rund um die Marienburg umfaßte. Das »Ostvolk« war eine Gruppe, die uns viel beschäftigte, ja, die uns in manchem Vorbild war. Sicherlich war es eine Gruppe wie viele andere auch, mit Vorzügen und weniger schätzbaren Eigenschaften, aber sie hatte ein eigenes Gesicht wie wenige. Dieses »eigene Gesicht« eben wollten wir auch gewinnen. Vielleicht lag es daran, daß unsere Gruppe noch nicht so alt war, wir allesamt noch so junge Burschen waren und das Gesicht unserer Gruppe noch nicht so ausgeprägt war. Wie unser »eigenes Gesicht« geworden wäre, habe ich erst später erfahren, als es unsere Gruppe schon nicht mehr gab, als die Hitler-Jugend ihr ein Ende bereitet hatte. Das »Ostvolk« hat aber gar nicht gewußt, welchen Einfluß es auf uns damit ausübte, als wir einmal von ihm eine in braunen Karton gebundene Mappe mit Berichten aus seinem Leben erhielten. Die Mappe schmückte ein Elchkopf, und auf den Blät-

tern wurde sehr lebendig von den Fahrten der Gruppe erzählt. Das Elchrevier in der Niederung am Kurischen Haff, die Nehrung wurden geschildert und der Memelstrom, und alles nahm uns so gefangen, daß wir in Gedanken gleich mit auf einer Fahrt in Litauen waren, unter Birken unser Zelt bauten, den »Dainos« — das sind die litauischen Volkslieder — lauschten usw., usw. Von einer Adventsfeier draußen im vorwinterlichen Walde wurde erzählt, und alles war so heimatverbunden, persönlich, echt und wahr, daß durch dieses Heft von den »Weißen Rittern« — so hieß meine Elbinger Gruppe — zum »Ostvolk« Beziehungen entstanden, von denen die »Ostvolk«-Kameraden wohl bis heute noch keine Ahnung haben.

Doch ich möchte das »Ostvolk« selbst zu Worte kommen lassen durch einen Bericht, der in der »Spur«, Heft 1/2 vom Juli/August 1926, erschien:

Winter in Ostpreußen. Nur wenige Jungen ziehen hinaus, den Unbilden zum Trotz; die anderen sind zu jung. Und niemals Sonnenschein, nur Regen, Kälte, feuchtes Grau. Zur Osterfahrt hängen die Eiszapfen am Dach, und Regen strömt herab, als gelte es, das Land für lange Zeit zu waschen. Doch schon schleichen die Jungen in kleinen Haufen durch den Wald, sehen die ersten Blumen, hören die Frühlingsvögel, spüren den Tieren nach. Und wie der Frühling singt, kommen zu Hauf die Neuen an, werden geworben und gewählt, und bald ist Georgstag, da steht wieder ein Zelt am Wald, aber so groß, wie es die Gruppe nie gesehen. Noch sind die Bäume ohne Laub, doch die Natur ist schon erwacht. Die Enten schreien und trompeten, die Jungen tauchen in den See, ein linder Mond wandelt zur Nacht und tags brennt die Sonne voll. Nun werden Proben genommen, im Laufen, Springen, Werfen werden die Aufgaben gestellt, die Proben für die Wölflinge, und alles rüstet sich, das Beste herzugeben, auf daß das Jahr voll Segen sei. Beim Thing wählt sich die Gruppe ein Zeichen für die Fahne und gibt sich einen Namen: »Ostvolk« heißt sie jetztab. Der Kopf des Elches wird die bisher leere Seite des Lilienwimpels füllen.

Und bald darauf ist Fahnenweihe, mitten im Mai, der Ostpreußen den Frühling bringt, zu Himmelfahrt. Da blühen alle Büsche, zündet der Himmel Sterne an, und ein Sprosser singt durch die Nacht. Auf einer Weide steht das Zelt dicht vor dem Wald. Die Heimat liegt in Fülle da, daß viele Grüße zu ihr gehen, dort zu der Höhe hin, zum Bach hinab, zur vollen Wiese mit der Herde, zum Gutshof hin, zum Storchendach, oder zum Firmamente auf, über die Höhen hin, soweit das Auge streift.

Da blaßt die Dunkelheit heraus. Ein kurzer Gang und Frage an die, die aufgenommen werden: Seid ihr bereit? Und wißt ihr, was es heißt? Und lautes, frohes Ja! Dann ein schweigender Kreis. Zwei Wölflinge schüren ein Feuer an. Langsam und schwer ringt sich die Flamme hoch. Der Führer spricht; die Fahne wird enthüllt: das neue Tuch, in Wimpelform, mit Lilie und Elch, schneeweiß und schwarz.

Nun werden jene aufgenommen, die ihre Probezeit beendet. Das Ostvolk wächst, bald sind es zwanzig Jungen. Die liegen nun am Feuer und sprechen viel von dem, was sie bewegt, was

wird und werden soll. Manch einer steht auch auf, ein Wölfling noch, um eine Sage zu erzählen. Da hören sie alle zu, sind stolz und froh. Die Pferde von der Weide treten heran, blicken großäugig in den Kreis, der um das Feuer hockt, über die Köpfe weg, in die Flammen hinein. Da glimmen ihre Augen, leuchten die wilden Stirnen, indes der Rumpf in Dunkelheit unsichtbar ist. Zur Mitternacht werden die Wachen ausgestellt; die anderen kriechen in das Zelt. Die Posten schreiten auf und ab, schüren das Feuer hoch. Die Pferde lagern sich, und Vögel singen durch die Nacht. Der Wimpel weht im Schutz der Wachen. Bald dämmert es, das Vieh jenseits am Hügel steht auf und weidet schon, der Storch fliegt fort. Und wie es Morgen ist, ziehen die Jungen aus, führen den ersten Krieg und kämpfen um die Fahne. Der Sieger trägt sie dann der Schar voran zum Lagerplatz zurück. Freude herrscht nun und ausgelassenes Tun. Die Speere fliegen, Bälle steigen hoch, der Bumerang saust weit herum. Fische werden gefangen, geräuchert und gegessen, eine Brücke über den Fluß gebaut, und allzuschnell bricht der Abend an und zieht die Schar nach Haus.

Mehr oder weniger stark, für längere Zeit oder auch nur vorübergehend, waren in Elbing vertreten: die Reichspfadfinder, die Pfadfinderschaft St. Georg, die Adler und Falken, der Kronacher Bund (Führerin Leni Arndt), die Kolonialpfadfinder (Führer Heinz Kindermann, später Bannführer der HJ in Elbing), die Marine-Jugend Vaterland, die SAJ (Sozialistische Arbeiter-Jugend), die Naturfreunde, die Roten Falken, die KAJ (Kommunistische Arbeiter-Jugend, Führer Max Reimann, später Bundestagsabgeordneter der KPD), die aus dem DHV hervorgegangenen Vaganten, die Fahrenden Gesellen, die I.O.G.T. (Guttempler), der Jugendstahlhelm, die Reichsbanner-Jugend, die Mädchen-Wandergruppe von Dr. Reichmann (langjähriger Vorsitzender des Deutschen Jugendherbergsverbandes in Elbing) und noch manche andere hier nicht genannte Gruppe.

Die Gruppen der Jugend gaben so auch in Elbing ein Spiegelbild der gesamten deutschen Jugend in ihrer Vielfalt, aber auch ihrer Zerrissenheit.

Im Jahre 1926 kam Arno Ludwig, Grauwolf genannt, Führer des Wikinger-Fähnleins im Deutschen Pfadfinderbund in Berlin-Charlottenburg, nach Elbing. Seine Eltern hatten ihn dorthin zu seinem Onkel, Dr. Würsdörfer geschickt, weil er wegen allzu großer Aktivität in der Pfadfinderei auf der Schule nicht weiterkam. Er besuchte dann die Unterprima des Staatlichen Gymnasiums in Elbing, und kaum, daß er in Elbing war, wurde in seiner kleinen Pennälerbude ein Wikinger-Fähnlein Elbing in enger Verbindung mit dem Charlottenburger Fähnlein gleichen Namens gegründet. Zu seinen ersten Mitgliedern gehörten Klaus Merten, genannt Kartoffel, Peter Breckwolddt, genannt Alter Mann, Günther Kuhnke, genannt Kleiner Fuchs und Heinz d' Hargues, zuerst Kleiner Bär und später Fischotter genannt. Heinz d' Hargues/Fischotter war der Nachfolger Grauwolfs als Führer des DPB in Elbing, als Arno Ludwig es wieder verließ.

Die ersten Heimabende stiegen auf Grauwolfs Bude, die manchmal Kopf stand. Es wurden Fahrtenlieder gelernt und aus »Kibbo Kift« und »Der weiße Fuchs« vorgelesen. Ferner stan-

den Morsen, Kartenkunde und Erste Hilfe auf dem Programm der Heimabende. Natürlich wurden an den Sonnabenden/Sonntagen Fahrten in die Umgebung Elbings gemacht.

Der Wimpel des Elbinger Wikinger-Fähnleins zeigte auf der einen Seite ein weißes Wikingerschiff auf schwarzem Grund und das schachbrettartige Bundesabzeichen des Deutschen Pfadfinderbundes. Auf der anderen Seite befand sich die gekreuzte Wolfsangel gelb auf schwarz. Die Wolfsangel war Grauwolfs Familienwappen entnommen.

Einem Bericht des Gaues Altpreußen der Deutschen Freischar vom Juli 1928 entnehmen wir:

Der Gau Altpreußen umfaßt etwa 320 Jungen in 21 Jungenschaften und außerdem zwei Studentengruppen, die Freischar und Gilde in Königsberg. Die Jungenschaften sind innerhalb des Gaues wieder in vier Ringe zusammengefaßt: Ring Königsberg, Ring der Schildknappen, Ring der Grenzer und Ring Danzig.

Die Arbeit im Gau geht einmal in die Richtung der Ausbreitung durch Werbung und Kolonisation, dann aber vor allem auf innere Vertiefung. Dabei kommt es uns darauf an, die straffe, geschlossene Form der Jungenschaft immer lebendiger durchzusetzen und zugleich die Linien aufzuzeigen, die von dem Leben der Jungengruppen hinführen zu den großen bindenden Mächten im gesamten Volksleben. Hierum vor allem ging auch der Meinungsaustausch unter den älteren Führern.

Von einem Jungmannschaftsleben im üblichen Sinne ist außerhalb der Studentengruppen bei uns nichts zu berichten, einmal weil diese Altersschicht infolge der Abwanderung aus der Provinz stark zurücktritt, vor allem aber auch, weil die üblichen Bilder der Jungmannschaft nicht passen zu der Auffassung, die wir von den Aufgaben des Bundes im Leben unseres Volkes haben.

Auch in Marienwerder gab es die verschiedensten Gruppen, nicht zuletzt des Großdeutschen Jugendbundes. In einem Bericht aus der Nachkriegszeit lesen wir:

Erst bei der 700 Jahrfeier im Jahre 1933 marschierten alle Gruppen der bündischen Jugend geschlossen als »Großdeutscher Bund« in einem Block singend durch die Straßen unserer Heimatstadt. Aber es war bereits zu spät, um zu bekunden, daß man zusammengehörte und »Seit an Seit« die »neue Zeit« mitgestalten wollte. Am 24. Juni 1933 wurden alle Gruppen unter würdelosen Bedingungen mit Haussuchungen und Beschlagnahme des Eigentums durch H.J. und Polizei auf Befehl des »Reichsjugendführers« aufgelöst. Die Jungen und Mädchen wurden in die Staatsjugend überführt. Die Älteren suchten sich andere Aufgaben, um nicht beiseite zu stehen.

Durch einen wohlwollenden Jungbannführer wurde Hans-Gotthard Pestke (damals »Fuß« genannt) zugestanden, die »Bündischen« in einer Spielschar zusammenzufassen und durch diejenigen Jungs zu einem »Fähnlein« aufzufüllen, die aus konfessionellen Gruppen zum Jungvolk kamen. Dieses Fähnlein gab sich den bezeichnenden Namen »Nibelungen«, und

die erste große Veranstaltung, welche diese Spielschar gestaltete, wurde unter das Thema »Wir Erben« gestellt, um auch nach außen hin deutlich zu machen, daß für uns der Deutsche Ritterorden, Preußen als Staat, Dichter, Denker und Freiheitshelden, vor allem aber die Soldaten des 1. Weltkriegs verpflichtender waren, als die »alten Kämpfer« einer Partei.

Hans Fischer übernahm 1935 die Führung dieses Fähnleins, das bis weit in den Krieg hinein das Erbe des Wandervogels, der Freideutschen, der Völkischen, der Pfadfinder und schließlich der Bündischen nicht nur lebendig erhalten, sondern in der Auswirkung auf viele junge Menschen vervielfacht hat.

In diesem bunten Reigen der Bünde und Gruppen noch ein Bericht, den Gustav Adolf Gedat unter dem Titel »Ein braver und ein frommer Verein« für die Elbinger Briefe über seinen »BK« (Bibelkreis für höhere Schüler) geschrieben hat:

Waren wir wirklich so sehr viel anders als die von heute? — Gewiß, es war Krieg, als wir vierzehn oder fünfzehn Jahre zählten; wir erlebten einen jener schrecklichen Kohlrübenwinter nach dem andern, die Stadt war überfüllt mit Flüchtlingen aus Ostpreußen, und die Nachrichten über Bekannte, die gefallen waren, mehrten sich. Aber wir trieben unsern Sport, schwammen in der Badeanstalt im Elbingfluß und bestaunten die russischen Kriegsgefangenen, die ein Stück von uns entfernt ihren Badeplatz hatten. Wir trieben unsern Schabernack mit den Mädchen, und je älter wir wurden, umso mehr legten wir Wert auf den »Chic« unserer Kleidung, um bei den jungen Damen aufzufallen. Es kamen die ersten Zigaretten, heimlich, dann auch öffentlich. Es gab auch Tanzveranstaltungen, doch das geschah erst, nachdem der gräßliche Krieg vorüber war.

Aber mitten aus dieser »ganz normalen Entwicklung« wurden nicht wenige von uns herausgerissen und kamen in einen der verschiedenen Kreise der Jugendbewegungen, von denen unsere Stadt eine beachtliche Zahl hatte.

Da war vor allem der »Wandervogel e.V.«, nicht zu verwechseln — so typisch deutsch — mit der Konkurrenz »Altwandervogel«, den wir anderen »Bündischen« um sein wundervolles »Nest« hoch oben im höchsten Stockwerk des Markttors beneideten. — Ich wurde »gekeilt« für den »BK« — Bibelkreis für höhere Schüler — worunter man sich zunächst wohl einen braven und sehr frommen Verein vorstellen mag. Wenn wir uns von den Kreisen des Wandervogels oder der sozialistischen Jugend in Fragen des Glaubens und der Religion auch unterschieden, weniger »zünftig« waren wir nicht. Auch wir lebten in Opposition gegen die »Alten«, wollten unser Leben in eigener Verantwortung gestalten und ihm Formen geben, die sich von den »Bürgerlichen« unterschieden. Die »Kluft« und der Schillerkragen wurden Bekenntnis unseres Lebensstils, alles, was nach »Establishment« (das Wort kannten wir allerdings noch nicht) roch, war verpönt und wurde abgelehnt. Es war mehr als Lausbüberei, wenn »Sprosser« — so nannten wir unsern Freund Gottlieb Nachtigall, weil es östlich der Weichsel ja keine Nachtigallen, sondern nur den Sprosser gibt — seine funkelnelneue

»Klumpfe« hin und her über den Schotter der Chaussee rieb, um ihr den Glanz zu nehmen, der gar zu »fein« war.

Unsere »Horde« traf sich immer »am Brunnen«, nicht bei »Hermann Balk« auf dem Friedrich-Wilhelm-Platz, und nicht beim Brunnen auf dem Alten Markt, sondern an der Ecke des Gerichts, wo ein Wasserstrahl fröhlich in eine große Steinschale plätscherte.

Von hier aus zogen wir »auf Fahrt«, jedes Wochenende und natürlich immer in den Ferien. Von hier aus »klotzten« wir in die Elbinger Niederung oder auf die Höhen am Frischen Haff, nach Trunz, nach Dörbeck, am liebsten aber nach unserm geliebten Cadinen. Geheimrat von Etdorf, der Beauftragte des Kaisers, hatte uns die ehemalige Wache zum Landheim für unsern Kreis überlassen, und hier verlebten wir Tage, Wochen, Monate, die unser aller Leben zutiefst beeinflussten. Ja, es war viel Romantik dabei, und wir sangen die Lieder von der blauen Blume genau so gern wie die der Landsknechte aus vergangenen Jahrhunderten. Wir diskutierten tief durch die Nächte über die neue Welt, die wir bauen wollten, zweifelten an dem, was Bibel und Katechismus uns lehren, lasen Marx und Lenin und die Schriften der Rosa Luxemburg. Und wenn wir uns dann die Köpfe gar zu heiß geredet hatten, konnte es passieren, daß wir lange nach Mitternacht zum Haff zogen und in den kühlen Fluten schwammen.

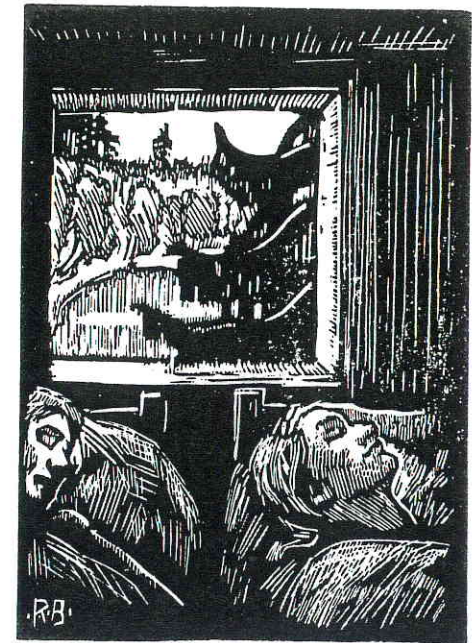
Nur wenige der Gefährten aus jenen Zeiten sind noch am Leben, die meisten fielen im Zweiten Weltkrieg (einer gleich am ersten Kriegstag). Andere starben früh als gute Bürger und ihre Todesanzeigen nannten oft erstaunlich hohe Titel und Würden. — Die »blaue Blume« haben wir nicht gefunden, aber einige von uns hat das große Fernweh nicht wieder losgelassen und in die weite Welt geführt. Hasso traf ich als Mitglied der Deutschen Botschaft in Tokio wieder, wo er mir — Welch ein Widerspruch gegen einst — seinen Frack für einen großen Empfang lieh; Walter und sein Bruder Werner wanderten nach den USA aus und ich sah sie als wohlbeleibte und sehr wohlhabende Geschäftsleute in Chicago wieder; Kurt blieb nach der unglücklichen Teilung Deutschlands »drüben«; er war einer unserer Begabtesten und wurde schnell ein hoher Funktionär. Auch er ist vor ein paar Monaten gestorben.

Jugend einer Stadt, einer Epoche, einer Bewegung. — Sie haben unser, haben mein Leben geformt. Was wäre aus mir ohne sie geworden! Wie wenigen war es mir vergönnt, in zahllosen Reisen die Welt zu sehen und in allen Kontinenten Erfahrungen zu sammeln, die — was alles andere als einfach ist — ich mich bemühe, an die Jugend von heute weiterzugeben. Der Weg aus der weiten Welt führte mich in den Schwarzwald, wo wir auf der fast tausend Jahre alten Burg Liebenzell im »Internationalen Forum« junge Menschen über die Grenzen der Religionen, Parteien und Nationen und Rassen zu Begegnung, Gespräch, Zusammenarbeit sammeln. Es waren in sechzehn Jahren immerhin junge Leute aus 120 Nationen, die sich hier trafen. Was daraus wird, wissen wir nicht, aber wie jene Jugendkreise aus Elbing von Wert für viele von uns waren, glauben wir, daß auch dieses unser Bemühen nicht vergeblich sein wird.

Heime und Herbergen

Robert Budzinski
Jugendherberge
Holzschnitt, 191 x 194 mm
ca. 1935

(Bildarchiv Foto Marburg,
Kunstg. Inst. Philipps-Universität Marburg)



Bereits im Jahre 1910 ist der Reichsverband der deutschen Jugendherbergen gegründet worden. Obwohl der Vater der deutschen Jugendherbergen und überhaupt des Jugendherbergswerks in aller Welt, Richard Schirrmann, ein gebürtiger Ostpreuße ist, entstanden die ersten Jugendherbergen in Ost- und Westpreußen erst nach dem 1. Weltkrieg. Umso größere Bedeutung haben die Stadtheime, die sogenannten »Nester«, und Landheime des Wandervogels im gesamten Altpreußen für die wandernde Jugend gehabt. Diese Heime standen außer den Gruppen, denen sie gehörten, nach Anmeldung auch anderen Fahrtengruppen zur Verfügung. Sie ermöglichten Fahrten durch West- und Ostpreußen und dienten gleichfalls der »Brücken«-Aufgabe.

Richard Schirrmann ist als Sohn eines ostpreußischen Lehrers in dem Dorfe Grunenfeld im Kreis Heiligenbeil geboren. Bereits in seiner Ausbildungszeit zum Lehrer — als Präparand, wie es damals hieß — und später als Junglehrer wanderte er durch seine Heimat. 1901 übersiedelte er in das Ruhrgebiet. Es wurde ihm eine wichtige Aufgabe, die Jugend aus dem »Kohlenpott« Deutschlands in die freie Natur hinaus zu führen und ihr Unterkunftsmöglichkeiten für ihre Wanderungen zu schaffen. Aufgrund seiner Initiative entstand 1909 in Altena in Westfalen die erste Jugendherberge in Deutschland. Schirrmanns Aufruf zur Schaffung von Jugendherbergen fand ein starkes Echo. 1910 wurde der Reichsverband der deutschen Jugendherbergen gegründet, aber erst 1919 entstand in Ostpreußen ein erster Zweigausschuß.

Richard Schirrmann hat sich den Ausbau des Jugendherbergswerks in seiner Heimat sehr angelegen sein lassen. Immer wieder kam er nach Ostpreußen und nahm an allem Anteil. Seine Schwester Käthe Schirrmann war Herbergsmutter in Narmeln auf der Frischen Nehrung.

Bis nach dem 1. Weltkrieg verlief die Grenze zwischen Ost- und Westpreußen mitten auf der Frischen Nehrung dicht bei dem Fischerdorf Narmeln. Unmittelbar auf der Grenze lag das Forsthaus Grenzhaus, und in dem Forsthaus hatte der Dirschauer Wandervogel schon vor dem 1. Weltkrieg ein Landheim. Vier Stunden Fußweg führten von Kahlberg zum Grenzhaus. Das Dorf Narmeln lag fünfzehn Minuten entfernt am Frischen Haff. Zwischen dem Festland und Narmeln gab es lange Jahre hindurch keinen Schiffsverkehr, auf der Nehrung selbst auch keinen irgendwie regelmäßigen Wagenverkehr, weder von Karlberg noch nach Pillau. Motorfahrzeuge waren ohnedies verboten. Das Grenzhaus enthielt die Wohnung für die Försterfamilie. Zwei Räume und eine Küche gehörten dem Wandervogel. Das Haus lag auf der Düne vor dem Meer. Nach Osten schloß sich die einzige Wanderdüne der Frischen Nehrung an. Die Dirschauer besaßen das Landheim bis zu der Abtrennung des Korridors im Jahre 1919. Für heutige Jugendgruppen ist es wahrscheinlich eine fast unvorstellbare Kontinuität, daß dieses Landheim dann über den Elbinger Wandervogel 1926 in die Hände der Elbinger Deutschen Freischar kam. Es wurde ihr erst von der Regierung in Königsberg, der Besitzerin des Forsthauses, gekündigt, als unmittelbar neben dem Grenzhaus eine große Jugendherberge gebaut wurde und damit nach Meinung der Behörde keine Notwendigkeit mehr für das Landheim vorlag.

Die Marienwerder berichteten bereits 1912 von ihrem Landheim:

Wir haben ein Landheim. Auf einer Halbinsel eines herrlichen Waldsees liegt das kleine Bohlenhäuschen. Mehr als hundert Jahre ist es alt, denn man erzählt, daß in Preußens schwerer Zeit, als die Franzosen hier hausten, die Anwohner des Sees ihre Habseligkeiten in das von aller Welt abgelegene einsame Waldhaus in sicheres Versteck gebracht hätten. Unser Heim ist nicht groß; es diente früher einem Großgrundbesitzer als Jagdhaus. Das ganze »Jagdschloß« besteht aus einem einzigen, geräumigen Zimmer mit vier Fenstern und ist durch einen Kamin heizbar. Der Fußboden ist mit Ziegelsteinen belegt, die Wände bestehen aus starken Holzbohlen. Vor der Tür ist eine viersäulige Laube, ebenfalls mit Ziegelboden. Über Vorlaube und Zimmer erstreckt sich der Boden, den wir zum »Schlafsalon« eingerichtet haben. Der Aufstieg erfolgt auf einer Leiter, die unter der Vorlaube zu einer Luke führt. Ein doppelt gedecktes Pfannendach sorgt dafür, daß unsere Strohsäcke nicht aufweichen.

Mitten im Kriege im Jahre 1917 hatten die Königsberger Wandervögel Landheime in Fuchsberg bei Germau und in Grünwehr bei Kobbeldude, die Tilsiter bei Ober-Eisseln an der Memele und die Allensteiner in Reußen in der sogenannten Ostpreußischen Schweiz. Ein Verzeichnis aus dem Jahre 1919 — also gleich nach dem 1. Weltkrieg — berichtet von einem Allensteiner Stadtnest im Hohen Tor und einem Landheim in Schilla. Die Gruppe Königsberg-Ost hatte ihr Stadtnest Alter Garten 49/50 und ihr Landheim in Tannenhain bei Gr. Drebnau im Samland. Königsberg-West besaß ein Stadtnest in der Schloßstraße 4 und ein Landheim in Fuchsberg bei Germau. Das Landheim der Gruppe Königsberg-Hufen lag in Rosen-

ort bei Germau. Das Stadtnest von Margrabowa war im Beamtenhaus A3 und das Landheim auf Gut Laßbeck im Kreise Oletzko. Die Osteroder hatten ihr Stadtnest im Gymnasium in der Hindenburgstraße, und die Rastenburger zogen in ihr Landheim auf das Vorwerk Queden.

Bald nach dem Wandervogelgautag des Jahres 1919, der auf dem Gänseberg bei Elbing stattfand, kamen die Elbinger zu ihrem schönen Heim im Marktort, dem Wahrzeichen der alten Hansestadt. Frau Carlson, die Inhaberin der Schichau-Werke, hatte die Elbinger Wandervögel zu einem Hauskonzert eingeladen. Unter der Führung von Schulrat und Pfarrer Gürtler, des »Papa Heil«, klappte es vorzüglich. Eine Kaffeetafel folgte. Frau Carlson versprach dabei, für den Ausbau des Marktorts alle eingehenden Materialrechnungen zu bezahlen, sofern der Ausbau sachlich und fachlich gut vorgenommen würde. O Jubel und Jubel! Alle Mann ran! Doch wie sah es im Marktort aus? Man schaute von unten nach oben wie in einen großen Kamin. Es gab keine Zwischendecken, keine Stockwerke, keine ordentlichen Treppen, nur Leitern. Für den Uhrmacher war der sonntägliche Aufstieg zur Uhr, um sie aufzuziehen, mit Lebensgefahr verbunden. Mit den Entwürfen und Zeichnungen kamen die jungen »Bauherren« jedoch schnell ebenso klar wie mit den Behörden, da einige vom Fach und »Bau« unter ihnen waren. Handlanger gab es auch genug. Die schweren Balken für die Fußböden und Decken mußten in Nachtarbeit hochgezogen werden, denn am Tage fuhr die Straßenbahn alle nasenlang unten durch das Tor. Zwei Stockwerke entstanden, im ersten ein großer Tagesraum, im zweiten der Schlafrum. In die Ostwand des Schlafrumes wurde die Bauurne eingemauert. Die Gardinen für die Fenster und den Vorhang für das große selbsterbaute Himmelbett nähten die Mädels. Das Himmelbett barg an die fünfzehn Strohsäcke. Kam Besuch, wurden sie auf dem Fußboden ausgelegt und boten eine Übernachtungsgelegenheit für eine ganze Gruppe. Schon 1920 erfolgte die festliche Einweihung.

In den »Briefen an die deutsche Jungenschaft« des Jahres 1929 hat Bernhard Heister geschrieben, wie es damals in dem Heim im Marktort aussah. Er fand die »Briefe« nach dem Kriege in der Staatsbibliothek Unter den Linden in Ost-Berlin wieder, und so kann dies heute hier stehen:

Der Schlüssel dreht sich im Schloß. Ein paar Stufen die enge Holzterrasse hinauf und links geht es hinein in den Tagesraum des Heims der Wandervögel und Pfadfinder. Gemütlich sieht es aus. Die Wände sind zur Hälfte braun ausgetäfelt, die andere Hälfte ist weiß gestrichen. Weiße Gardinen an den Fenstern, Bilder an den Wänden, alles macht einen traulichen Eindruck. In der Mitte steht der große Tisch. Da sitzen die Buben dann rundherum und lauschen mit gespannten Gesichtern, wenn jemand eine Geschichte erzählt. Ein anderes Mal in der Dämmerstunde singen sie Lieder, schlichte, einfache Lieder, wie sie zu Tag und Stunde passen.

Zur Weihnachtszeit gleicht die ganze Stube einer Werkstatt. Da wird gesägt, genagelt, gehämmert, geklebt, geleimt, gezeichnet, gemalt den ganzen lieben Abend lang. Am Weihnachtstag liegt dann der ganze Tisch voll von Äpfeln, Kuchen, Nüssen, Bonbons und kleinen

Geschenken, von lieber Freundeshand selbst gebastelt. Links in der Ecke ist eine tiefe Nische, von wo es einst auf den Wehgang ging. Heute kriechen wohl die Lütten zur Dämmerstunde hinein und erzählen sich Schauergeschichten. Hui! Hui!

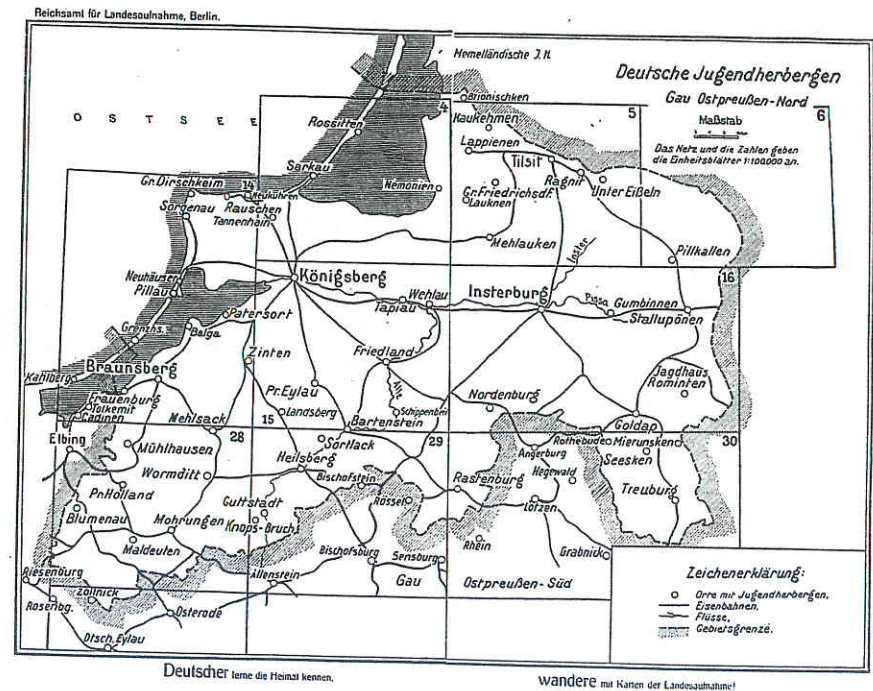
Ein paar Stufen die Treppe höher hinauf liegt der Schlafraum. Weiß und blau gehalten, macht er einen freundlichen Eindruck. Er wird in seinem Innern ganz und gar durch ein mächtiges Himmelbett beherrscht. Jeder rechte Wölfling muß eine Nacht in diesem Bett geschlafen haben und so zeigen, daß er keine Furcht vor Gespenstern hat, denn im Markttor ist es nicht geheuer. Da gehen die Geister der alten Landsknechte herum, die es einst verteidigt haben. Da knackt es dann bald hier, bald dort in diesem alten Gemäuer. Der Wind pfeift um die Mauern, daß schon so manchem Maulhelden das Herz in die Hose rutschte. Bisweilen helfen »liebervoll« bedachte Freunde dem Spuk auch mit allerlei Hilfsmitteln nach, mehr zu ihrer als des armen Opfers Freude.

Aus diesem Zimmer geht es hinaus, die alten, staubigen Treppen hinauf zur Turmgalerie, vorbei an der Kammer, in der es tagein, tagaus »tick, tack, tick, tack ...« geht. Weit schweift der Blick von hier oben hinein in die Lande. Fern am Horizont grüßt bei klarer Sicht die Marienburg, lange Personen- und Güterzüge kriechen wie schwarze Schlangen durch die weite Niederung. Windmühlen liegen zerstreut in der Landschaft, wie ein silbernes Band zieht sich der Elbingfluß entlang bis zum Haff, das wie ein Spiegel ist, wenn die Sonne darauf scheint. Unmittelbar zu Füßen des Markttors liegt die Schichauwerft mit ihren Riesenkränen und Docks, mit ihrem Gedröhne und Gehämmer, und gleich daneben träumt St. Marien von längst verflossener Zeit. Dicht zusammengeschult, als fürchten sie sich vor der fremden Welt, liegen die alten Giebelhäuser in der Nähe des Elbings. Und auch die ganze andere Stadt mit ihren Straßen und Plätzen, Türmen und Türmchen liegt wie ein allerliebstes Spielzeug zu Füßen des Beschauers. Jenseits der Stadt, da grüßt der Thumbberg, der Gänseberg, da grüßt Vogelsang. Unendlich schön sieht Elbings nähere Umgebung aus. Immer sieht es anders aus, wenn Stadt und Land unter einer großen weißen Decke schlummern, wenn der Frühjahrswind durchs Land fährt und Eis und Schnee taut, wenn die Bäume wieder grün werden, wenn der schwüle Sommertag sich über Höhe und Niederung lagert, und wenn der Herbst kommt und Wald und Feld bunt färbt. Schön ist es hier oben am Tage und in der Nacht. Das ist der Zauber unseres alten Markttors.

Von einem Königsberger Wandervogel-Heim hören wir:

Unser Heim oder »Nest«, wie wir es nannten, oder auch unsere »Burg«, war ein Bunker in der Bastion »Grolmann« in der Nähe des Königstores. Der Bau hatte meterdicke Wände, von drei Seiten nur schmale Schießscharten und nur von der Stadtseite aus, am Wallgraben, eine ca. 20 cm dicke Eichenholztür und im oberen Stockwerk ein vergittertes Fenster. Auf dem Bau lag Erde, es wuchsen da einige Büsche und Gras.

Innen waren je vier Kreuzgewölbe, unten und oben. Im oberen Stockwerk teilten wir mit Wänden den großen Raum in vier kleine Räume. Den Raum mit dem großen Fenster benutzten wir als Tagungsraum. Die Wände wurden verkleidet, mit aus Gips geschnitzten figürli-



Die ostpreußischen Jugendherbergen im Jahre 1931 / Ostpreußen-Nord

chen Leuchtern versehen, der Fußboden, der aus Stein war, mit Kiefernparkett belegt, ein großer, runder Tisch und Stühle gefertigt. Die Mädchen nähten Gardinen. Eine große Mitteleuchte mit geschnitzten Holzfiguren hing über dem Tisch, zur Adventszeit die Adventskrone. Die unteren Räume überließen wir dem »Bibelkreis«. 1933, als unsere Gruppe aufgelöst wurde, übernahm die Hitlerjugend unser Heim mit sämtlichem Inventar ohne jede Entschädigung.

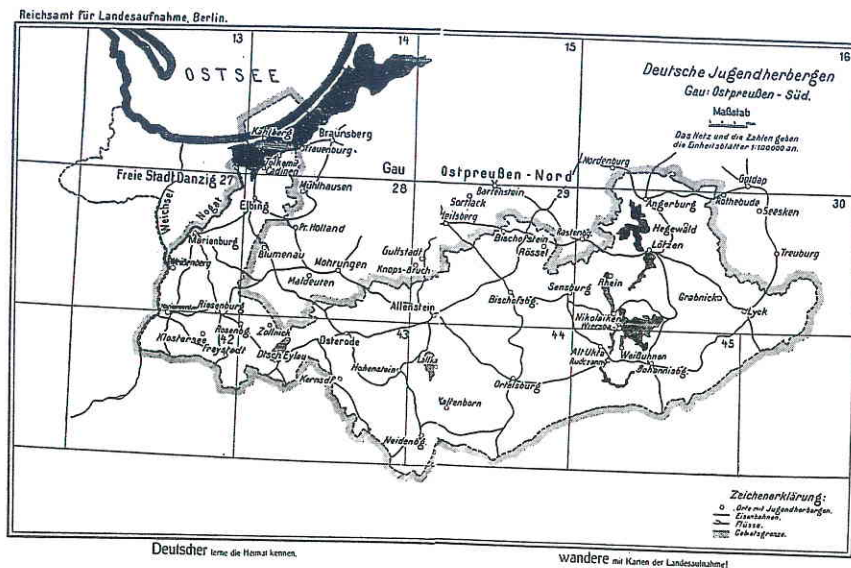
Im Jahre 1919 wurde in Allenstein unter dem Protektorat des Allensteiner Oberbürgermeisters Zülch der Zweigausschuß Südostpreußen des Reichsjugendherbergverbandes ins Leben gerufen. Geschäftsführer wurde Dr. Skibbe, und seine wesentlichsten Mitarbeiter wurden der Studienrat Dr. Fritz Günther, ein ehemaliger schlesischer Wandervogel, und die Oberlehrerin Else Wölk, einstmals Führerin der Wandervogel-Mädchengruppe Allenstein.

1920 wurde auch der Zweigausschuß Nordostpreußen gegründet. Hier hatte besondere Verdienste um das Jugendherbergswerk sein Vorsitzender Professor Paul Stettiner, der als Dank nach 1933 den Judenstern tragen mußte und sich das Leben nahm.

Der Ausbau des Herbergsnetzes, das die ganze Provinz umspannte, konnte erst 1921 begonnen werden. Die erste Dauerjugendherberge in Ostpreußen entstand im Hohen Tor in Allenstein. In wenigen Jahren gab es in ganz Ostpreußen über 100 Jugendherbergen, darunter mehr als 40 Eigenheime. Zur Finanzierung dienten u. a. im Gau Nordostpreußen behördlich genehmigte Jugendherbergslotterien, bei denen jedes zweite Los zumindest einen Trostpreis enthielt. Solche Trostpreise waren Bildermappen »Ostpreußische Landschaft« und »Ostpreußische Köpfe« mit Federzeichnungen und Holzschnitten des Grafikers Emil Stumpp und des Wandervogelmalers Robert Budzinski sowie verschiedene Arbeiten ostpreußischer Erzähler, u. a. eine frühe Novelle von Ernst Wiechert und eine Sammlung von Gedichten junger ostpreußischer Lyriker.

Auf dem Gebiet der Freien Stadt Danzig gab es außer der großen Jugendherberge in der Wiebenkaserne in der Stadt Danzig noch Jugendherbergen in Mariensee, Prangenau, Schnakenburg und Stutthof. Im Memelgebiet arbeitete der Verband der Memelländischen Jugendherbergen. Die Ausweise des Reichsverbandes besaßen hier ebenso wie im Danziger Gebiet volle Gültigkeit.

Nur dieses dicht ausgebaute Jugendherbergsnetz ermöglichte es, daß in den Jahren zwischen den beiden Kriegen Scharen von Jungen und Mädchen aus dem Westen des Reiches das Land zwischen Weichsel und Memel kennenlernen und erleben konnten.

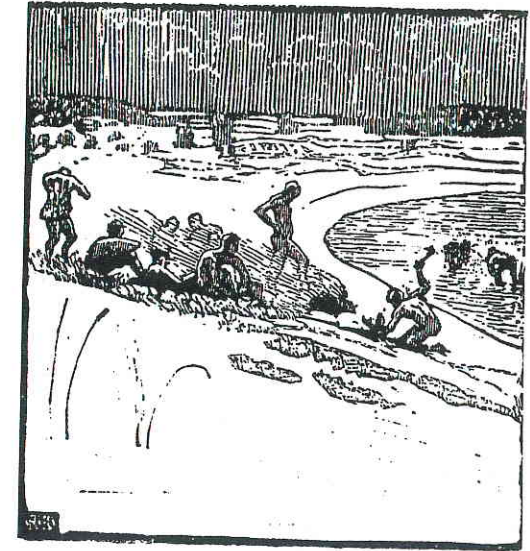


Die ostpreußischen Jugendherbergen im Jahre 1931 / Ostpreußen-Süd

Fahrten und Lager

Robert Budzinski
Sommerfahrt
Linolschnitt, 149x141 mm
um 1920

(Bildarchiv Foto Marburg,
Kunstg. Inst. Philipps-Universität Marburg)



Eine wesentliche Lebensform aller Gruppen war die Fahrt an den Wochenenden in die nähere Umgebung, in den Ferien durch die weitere Heimat und darüber hinaus auch in andere Länder.

Karl Wollmann, der uns schon berichtet hat, wie der Wandervogel nach Elbing kam, erzählt:

Das Wesentliche waren die Wanderfahrten, die während des ganzen Jahres für jeden Sonntag von den Führern im voraus festgesetzt und ohne Rücksicht auf das Wetter durchgeführt wurden. Während der Oster-, Sommer- und Herbstferien wurden mehrtägige Fahrten unternommen, bis zu drei Wochen. Längere Eisenbahnfahrten wurden möglichst vermieden, aber Seefahrten wurden in jeder Länge auf Frachtdampfern angenommen, von Elbing nach Pillau oder Königsberg. In Danzig fanden wir stets Kapitäne, die uns kostenlos mitnahmen nach Stettin, Flensburg, Hamburg, Bremen, auch nach Kopenhagen, Schweden und bis Riga. Von diesen Orten aus begannen unsere Fußwanderungen, und für die Heimfahrt fanden wir stets wieder solche Fahrgelegenheit, einmal sogar mit einem Torpedoboot von Malmö bis Pillau. Auf den Handelsdampfern schliefen wir in Schiffshängematten und durften in der Schiffsküche unsere Mahlzeiten zubereiten. Während der Fahrt gab es ja nichts an Bord zu tun, höchstens rein Schiff machen, woran wir uns gerne beteiligten. Aber abends saßen wir mit der Schiffsmannschaft zusammen und sangen ihr unsere Lieder. Während der Wanderung wurden Gasthäuser vollständig gemieden; deren Atmosphäre paßte gar nicht zu uns. Unser Lied hieß: »Morgen marschieren wir zu dem Bauer in das Nachtquartier.« Nie wurde unsere Bitte um Übernachtung im Heu abgeschlagen, und wie wohligh und warm schlief es sich dort. In der Heimat waren wir meistens die ersten Wandervogel, die durch die Dörfer und die Städte zogen. Oft wurden wir zum gemeinsamen Abendessen mit eingeladen und anschließend begann ein Fragen und Erzählen über unsere Lebensart, das kein Ende finden konnte. Gern

übernachteten wir auch in Förstereien oder bei dem Dorfschullehrer, wenn er eine Landwirtschaft hatte. Überall ergab sich reger Gedankenaustausch und Hinweise für örtliche Sehenswürdigkeiten. In den Garnisonsstädten durften wir in der Kaserne übernachten mit Soldatenverpflegung. Dabei lernten wir das Soldatenleben nur von den guten Seiten kennen. So haben wir bei dem schmucken Jägerbatl. Nr. 1 in Ortelsburg und bei den Kürassieren in Riesenburg übernachtet, wobei unsere Herzen gewaltig höher schlugen, denn der Dienst für das Vaterland gehörte für uns zum Höchsten. Auf großer Fahrt bestand eine Gruppe nicht aus mehr als fünf Teilnehmern. Das war für die Unterbringung und für eine einheitliche Stimmung sehr zweckmäßig, denn da konnten kaum Meinungsverschiedenheiten aufkommen, und Massenbetrieb wie später in der HJ war bei uns verpönt. Auch reichte ein Aluminiumkochtopf und eine Bratpfanne, die wir abwechselnd trugen, gerade für fünf Personen. Morgens gab es Milch und Butterbrot, Vor- und Nachmittag wanderten wir durchschnittlich je drei Stunden. Das ergab täglich etwa 30 km, also in zehn Tagen bis 300 km, das reichte. Die Mittagspause von zwei Stunden wurde möglichst in die Nähe von Gewässern gelegt, um zunächst kurz zu baden. Der täglich abwechselnde Koch bereitete das Essen zu, das immer nahrhaft und reichlich war. Beliebt waren bei uns Grieß oder Reis mit Backobst, Kartoffeln mit Gemüse oder Fleischsuppe oder Königsberger Klops, auf der Bratpfanne Flinsen, Bratklops oder Setzeier mit Speck, auch Süßwasserfische zum Kochen oder Braten bekamen wir manchmal geschenkt. Ein voller Verpflegungstag kam damals durchschnittlich auf höchstens 50 Pf. für eine Person.

Zuerst eine »Einladung zu einer Treffahrt nach Marienburg zu Ostern 1913«:
Fein wäre es, wenn wir Ostern schon eine Treffahrt mit den neuen Mädchengruppen Dirschau und Marienwerder machen könnten.

Sie würden sicher eine schöne Erinnerung mit nach Hause nehmen von unserer gemeinsamen »Hasjagete« (Hasenjagd, Suchen der Ostereier), dem mit Wettlauf verbundenen Eierlesen u.a.m. Verseht euch nur gut mit Pasch- und Bünkeiern, damit es euch nicht zu schlimm ergeht beim »Schmackostern«. Ihr kennt doch alle unser ermländisches Schmackoster-Sprüchlein mit der dazugehörigen Antwort, wie sie in Königsberg gebräuchlich ist?

<i>Schmackosta,</i>	
<i>Grön Osta!</i>	<i>Hier schenk' ich dir ein Ei</i>
<i>Söss Eia,</i>	<i>Aus meiner Lieb und Treu.</i>
<i>Fiev Schilling</i>	<i>Und brichst du dieses Ei entzwei,</i>
<i>Stöcke Speck,</i>	<i>So ist's mit uns're Lieb' vorbei.</i>
<i>Dann goh ek weg.</i>	

Aber das werdet ihr ja alles dort hören und sehen.

»Heil« und »Auf Wiedersehen« zum »Fest der Freude«. Und hoffentlich bietet sich beim Knistern und Prasseln des Osterfeuers Gelegenheit, manch neuen Volkstanz auszutauschen, denn wir haben auch bei uns fleißig geforscht und gesammelt.

Von unseren Fahrten durch Ostpreußen wollen wir gewissermaßen im »Rückspiegel« berichten mit dem nachfolgenden Bericht von der Ostpreußen-Fahrt einer Berliner Gruppen:

Anfang der dreißiger Jahre bekam die Deutsche Freischar in Elbing den Besuch einer Berliner Gruppe ihres Bundes. Die Berliner berichteten von ihrer Eisenbahnfahrt durch den »Korridor«. In Firchau, der letzten »deutschen Station«, war Maschinenwechsel gewesen. Eine polnische Lokomotive und polnisches Eisenbahnpersonal hatten den Zug bis nach Marienburg übernommen. Über Konitz waren sie gefahren, hatten links und rechts der eintönigen Bahnstrecke mit Recht eine abwechslungsreiche schöne Landschaft geahnt, die ein herrliches Fahrtengebiet für sie gewesen wäre.

Steppe, der kleinste der Berliner, erzählte:

Die Bahnbeamten konnten kaum Deutsch oder wollten es nicht hören. Unfreundlich und mißtrauisch schauten sie drein, als ob wir in unseren »Affen« Bomben gehabt hätten. Wenn der Zug auf einer Station hielt, durfte niemand aussteigen, ja, nicht einmal schnell zur Pumpe springen, um sich eine Feldflasche voll Wasser zu holen. In Dirschau hielt der Zug an einem Bahnsteig, der war in der Mitte durch ein Drahtgitter halbiert. Auf der anderen Seite stand ein Zug, der kam aus Marienburg und fuhr nach Danzig. Ein Herr aus unserem Zuge, der wie wir aus Berlin kam, wollte nach Danzig. Er hoffte, daß er in Dirschau in den Zug umsteigen konnte, der auf der anderen Seite des Gitters wartete. Das gab es aber nicht. Der Mann mußte mit unserem Zuge nach Marienburg, und dann konnte er mit dem nächsten Zuge wieder über Dirschau, also erst einmal ein ordentliches Stück zurück, nach Danzig fahren, jetzt an der anderen Seite des Gitters vorbei.

Als wir bei Dirschau über die Weiselbrücke fuhren, mußten die Zugfenster sämtlich geschlossen sein. Komisch ist es schon, wenn man durch den Korridor zu euch kommt.

Die Fahrt der Jungen ging durch ganz Ostpreußen. Vor ihrer Heimkehr empfing sie das ostpreußische Oberland mit seinen Seen, die mit Buchenwäldern umstanden lieblicher waren als die oft düsteren Seen Masurens. Die weiten Finckensteiner Forsten wurden durchwandert. In den vielen weit verstreuten Seen fischten Kormorane, über denen hoch am Himmel Adler kreisten und Schwäne zogen.

Dann tat sich das Weichseltal auf, und die Jungen sahen den großen Strom wieder, den sie schon bei Dirschau begrüßt hatten. Bei Kurzebrack bildete eine vier Meter breite Straße den im Friedensvertrag von Versailles feierlich zugesicherten »freien Zugang« Ostpreußens zur Weichsel. Die großartige, einst für den Verkehr so wichtige Weichselbrücke bei Münsterwalde war durch die Polen abgebrochen worden.

An der Dreiländerecke bei Weißenberg an der Weichsel, wo Ostpreußen, Polen und die Freie Stadt Danzig zusammenstießen, trafen sich die Berliner und ihre Freunde aus Elbing unter dem hochragenden Westpreußen-Kreuz mit Freunden aus Marienburg.

Die Elbinger und Marienburger schauten mit ihren Gästen in die weite Weichselniederung, die deutsche Siedler einst urbar gemacht haben, wie es Agnes Miegel in ihrem »Lied der Kulmer Bauern« besungen hat:

*Das ist des deutschen Siedlers Art,
durch die der Sumpf zu Segen ward,
Brache zu Acker, Lehm zu Dom
und Urgewalt zu Segensstrom:*

*Auf freiem Hofe Herr zu sein
mit schlichter Rede Ja und Nein,
ein Freier unter seinesgleichen!
Zu leiten, was vom Weg geirrt,
der Seinen und der Herden Hirt,
zu wahren beide, arm und reich,
der Sippe Zucht, des Stromes Deich,
denn wer nicht will deichen, der soll weichen!*

*Doch brausen Krieg und Flut heran,
jedermanns Knecht sei jedermann!
Jedermanns Knecht sei jedermann!*

Am anderen Tag standen die Jungen in der Marienburg in des Meisters Großem Remter, in dem Winrich von Kniprode zur Blütezeit des Ordens die Abgesandten der Völker des weiten Ostens und die Fürsten und Herren aus aller Welt empfing. Aus den Niederungen der Weichsel und Nogat wuchsen die Dämme, die das Land vor dem Hochwasser schützten. Diese Dämme erzählten von der kolonisatorischen Arbeit des Ritterordens und der vom ihm in das Land gerufenen erfahrenen Deichbauern aus den Niederlanden und später von den Mennoniten, die aus dem Sumpf ein fruchtbares Land schufen, einen Garten Gottes.

Aus der Ebene aufwachsend, grüßten die Türme von Danzig, der »Kron' in Preußen« und Königin der Ostsee. Martin Damß sang von dem roten, ragenden Backsteindom an der Weichselmündung:

*Mit den nordwärtsgerichteten Wetterfahnen im Wind steht Sankt Marien. Wie lange Later-
nen sind die grünen und roten Fenster im Abendschein, Lichter des Schiffes, das langsam
fuhr in Mündung und Hafen ein. Himmlische Kogge, die leise vor Anker ging, gefüllt mit
Schätzen, mit silbernem Leuchterring, mit alten Gewändern aus Seide und schwerem Samt
und edlem Gerät, das aus fernen Palästen stammt ...*

Danzigs Glockenspiele wehten im Winde bis zum Meer, auf dem ein weißer Dampfer des Seedienstes Ostpreußen die Jungen heimwärts trug.



*Zeltlager des Gaues Altpreußen
der Deutschen Freischar
am Ustrichsee*

(Bildarchiv Bernhard Heister)

Eine wesentliche Rolle im Leben der Bünde und Gruppen spielten auch die Lager, im Sommer meist Zeltlager, und die Winterlager in Landheimen, Jugendherbergen und manchmal auch in den Hütten und Bauden im Riesengebirge oder in der Tatra.

Nachstehend ein Bericht von einem Pfingstlager des Gaues Altpreußen der Deutschen Freischar, der 1929 am Ustrichsee stattfand, entnommen den »Briefen an die deutsche Jungenschaft«:

Zwischen Wald und See steht das Lager des Gaus. Weit springt die Halbinsel ins Wasser hinein, trockener, sandiger Boden mit kurzem Gras. Ein Platz wie geschaffen zu Spiel und Wettkampf. Am Ufer aber steht eine Reihe mächtiger Bäume und schützt mit ihrem Laube die Zelte vor der Glut der masurischen Sonne. Weit schweift der Blick über den blinkenden Spiegel des Sees und wird überall gefangen von dem dunklen Waldrande, der den See auf allen Seiten umschließt und eine meilenbreite Wildnis um das Lager legt. Am Walde die Zeltburg im weiten Kreise um den Flaggenmast. Ein Bild tiefsten Friedens. Denn noch ist's früher

Morgen, der Tau perlt auf dem Grase und die Sonne hat sich kaum über den Waldrand erhoben. Da zerbricht Hornruf die Stille. Aus allen Zelten eilen die Schläfer. Der Ring schließt sich um den Fahnenmast in der Lagermitte. Ein Lied erklingt und vor den grüßenden Jungen steigt die Flagge des Gaus empor. Der Frühwind bläht das Tuch und zeigt das schwarze Ritterkreuz im weißen Felde: Altpreußen.

In langen Reihen steht die Lagerbesatzung auf der Wiese. Mehr als zweihundert Jungen. Die Lungen dehnen sich und saugen die frische Morgenluft in den Körper. Alle Muskeln werden gespannt und wieder gelockert. Zum Schluß geht's in die Wellen mit jauchzendem Schrei. So ist der Morgen.

In allen Zelten herrscht reges Leben. Die Strohschütten werden geordnet, die Sachen gesäubert und zurechtgelegt. Brote werden gestrichen und am Ende der Halbinsel rauchen die Feuer, über denen Tee oder Kakao kocht. Dann sitzt der Gau beieinander auf der langen Rasenbank am Hufeisen des Eßgrabens, ein Händedruck läuft durch die Reihe: Frühstück.

Der Vormittag gehört gemeinsamem Tun. Gestern hallten die Wälder wider vom Kriegeruf. Lettow-Vorbeck mit seinen tapferen Askaris kämpfte gegen die Engländer und Portugiesen. Da heißt es unhörbar schleichen, jede Deckung ausnutzen, des Feindes Lager erkunden, das eigene nicht verraten, eigene Patrouillen schützen und feindliche abschneiden. Da heißt es draufgehen, wenn der rechte Augenblick gekommen, Einsatz der ganzen Person um den Sieg. Da heißt es, all das zeigen, was die Gruppe im Laufe des letzten Jahres sich erarbeitet hat an praktischem Können, an innerer Disziplin und an ritterlicher Haltung. So ist das Kriegsspiel des Gaus. Heute gehört der Vormittag den Wettkämpfen. Die Gruppenstaffeln fegen über den Platz. Ring Danzig siegt knapp vor den Schildknappen. Speere sausen durch die Luft. Dann wieder heißt es: Welche Gruppe spielt am besten Barrlauf, welche ist Meister im Schlagball, welche im Handball? Da gilt's, das letzte herzugeben zur Ehre der Gemeinschaft, der man angehören darf. So ist das Spiel.

Und wenn einmal der Himmel grau verhangen ist und unaufhörlich der Regen herniederrieselt auf die Zelte: Was macht's? Drinnen herrscht munteres Leben. Bei einer Gruppe wird vorgelesen, andere Gruppen singen und üben neue Lieder ein, die dritten besuchen andere Zelte und knüpfen neue Bande von Mensch zu Mensch oder nehmen alte wieder auf. Mag's draußen regnen, unter den Zelten ist's trocken und warm und ein fröhlicher Geist herrscht unter ihren Dächern.

Am Sonntag zieht der Gau nach seiner Morgenfeier auf einsamen Waldwegen in stundenweisem Marsche zur Oberförsterei. Auf dem Hofe des Forsthauses stehen die Jungen in ihrer schmucken weißen Festtracht, und ihre frischen Lieder danken dem Mann, in dessen Wäldern der Gau nun schon seit Jahren wieder und wieder zu Gast sein darf.

Der Nachmittag gehört den Gruppen und den Einzelnen. Da schießen die schlanken Faltschiffe über den See, da werden Flöße gezimmert und erprobt. Da stürzen sich die Badenden ins schäumende Wehr, dort, wo der Fluß den See verläßt. Da zieht ein Führer mit seinen

Jungen in den Wald und lehrt sie Spuren lesen und Vögel kennen, schleichen und Bäume erklettern. Oben am Waldrande aber, am Ende des Lagerplatzes, haben sich die Musikverständigen aller Gruppen gefunden und üben ihre Lieder.

Wenn dann die Sonne sinkt und alles zur Nacht bereitet, dann sitzen die Jungen des Gaus im Kreis ums Lagerfeuer. Lieder erklingen. Einer spricht, er erzählt von Fahrten und Abenteuern, oder er liest etwas vor. Der rote Schein der Glut huscht über die Gesichter und die Gedanken wandern vorwärts zu neuen Plänen. Auf ein Ziel sammeln sie sich immer wieder: Auf die Großfahrt, die der Gau in diesem Sommer machen wird.

An einem Abend im Lager aber sitzt man nicht um das niedrige Feuer. Im großen Kreis stehen die Jungen um einen mächtigen Holzstoß mitten auf dem Platz. Die Flammen züngeln durch das Holz und schießen dann hoch empor, als wollten sie alles mit sich reißen. Und die Herzen der Jungen ziehen mit wie Funken hinauf zu den Sternen. Feierlich klingen die Lieder, Schweigen. Nur das Feuer prasselt und die glühenden Stämme knacken. Da tritt der Führer in den Kreis. Er spricht von dem Heimatboden, auf dem wir stehen, und der hier in der Tannenberger Schlacht das Blut der Brüder getrunken. Die stillen Gräber unserer Heimat sind uns ernste Mahner: Unsere Brüder starben, damit wir leben können. Ihr Opfer darf nicht vergeblich gewesen sein. Unser Leben soll ihres Todes würdig werden.

Eine Fahrten-Gruppe des westdeutschen Pfadfinderbundes Kreuzfahrer war im August 1991 auf Großfahrt in Ostpreußen. Wir entnehmen ihrem Fahrtenbericht:

So., der 04. August 1991. Für heute haben wir es geschafft.

Zwei Wochen sind wir nun schon unterwegs. Allenstein, Ortelsburg, Niedersee, Rastenburg und Goldap hießen die Stationen. Dazwischen lagen riesige Wälder, versteckte Seen, goldene Felder in nie das Auge langweilender, hügeliger Anordnung. Menschen? Hätten wir sie nicht gewollt, wir wären ihnen kaum begegnet. Die Begegnungen? Als wären wir Luft, überhaupt nicht existent. Doch kein böses Wort gab es, keine Anfeindungen, lediglich Desinteresse. Fazit? Es gibt offene und gastfreundliche Menschen hier, doch muß man sie suchen und aufsuchen.

Und heute? Eine Stunde Fußmarsch, drei Stunden Busfahrt und keine Begrüßung in Schneegrund, einem Nest am Südrand der Rominter Heide, knapp sechs Kilometer von der sowjetischen Grenze entfernt. Heiße Mittagsluft lag über Feldern und Dorf. Die gelben Ähren dörrten in der Sonne und uns umfing der Staub des Feldweges.

»Über Padingen müßten wir direkt zur Blinde-Fluß-Brücke kommen, sofern der Weg noch existiert«, verkündete Kapstadt und hielt den Nachdruck der Karte des Deutschen Reiches von 1939 (Maßstab 1:100.000) in Händen. Der Weg existierte noch; so wie bisher fast alle Wege, die auf diesen fast fossilen Karten eingezeichnet sind, noch vorhanden gewesen waren. Wir hatten es auf über 150 gewanderten Kilometern ausprobiert. Eben preußische Maßarbeit! (Und wenig Veränderung in späteren Jahren, dem Sozialismus sei Dank!) »In einer

Stunde können wir an dieser Kreuzung sein, von da spucken wir fast über die Grenze.« Oh Kapstadt, dein Wort in Gottes Ohr.

Zweieinhalb Stunden waren wir noch marschiert, runde fünfzehn Kilometer. Irgendwie stimmte die Karte hier oben in Grenznähe doch nicht mehr. Aber wir haben unser Ziel erreicht. Schweißdurchtränkt sinken unsere Rucksäcke in das weiche Nadelkissen des Fichtenstangenholzes. Nur müde greift die Hand das Beil, um Kothestangen zu schlagen. Doch das Feuer, welches eine Stunde später mit gelblich-flackerndem Licht tanzende Gestalten auf Zelttuch und Waldesdunkel wirft, bannt noch einmal die Gedanken, findet Ausdruck in Liedern und Erzählungen.

Rominten! Würdenträger und Potentaten jagten hier. Kaiser Wilhelm II. machte das fruchtbare Waldgebiet zu seinem Leibjagdrevier. Heute zeugen Gedenksteine von seinem Jagdglück. Wer diese wohl wieder aufgearbeitet haben mag? Frisch ausgerautes Gras und entferntes Unterholz berichten von erhaltender Tätigkeit. Die Inschrift ist vom Wege aus sichtbar, der gemeißelte Schriftzug golden ausgelegt: »An dieser Stelle erlegte Ew. Majestät, Kaiser Wilhelm II., einen ungeraden Vierundzwanzig-Ender.«

Später waidwerkte Hermann Göring in der Rominter Heide, die er als preußischer Ministerpräsident praktisch für sich beschlagnahmt hatte. Der Göring-Weg auf unserem Kartenblatt erzählt davon. Noch im vorletzten Jahr des 2. Weltkrieges wurden die stärksten Hirsche Deutschlands hier geschossen.

Uns interessierte das Jagdschloß des letzten Kaisers, ganz im finnischen Blockhausstil wurde es am Ufer des Blinde-Flusses oberhalb eines sanften Wiesenhanges erbaut. Nicht weit davon mußte der Jägerhof der letzten deutschen Forstverwaltung stehen. Ob die Bauten wohl noch vorhanden sind?

»Wir bilden einen Spähtrupp!«, schlägt Gio vor. Der neue Tag brachte uns weitere drei Kilometer nach Norden. Die Grenze, die willkürlich die Rominter Heide teilt, muß zum Greifen nah sein. Nur auf unserer Karte ist sie verständlicherweise nicht verzeichnet und die polnische Übersichtskarte 1:750.000 läßt den genauen Verlauf nur errahnen. Gestern hatte uns ein polnischer Bauer noch vor den sowjetischen Grenzsoldaten gewarnt. Aber ob hier überhaupt einer rumläuft? Bisher haben wir im Wald selbst erst einen Menschen gesehen. Ungefähr ein Kilometer muß es noch bis zum Jagdschloß sein.

Immer schmaler wird der grasüberwachsene Abfuhrweg. Da, eine Lichtung! Der sich öffnende Wald gibt eine Wildfütterstelle frei, dahinter geschlossene Fichtendickung. Dort aber müssen wir hin, immer Richtung Norden. Also durch, jetzt soll die Grenze oder aber das Jagdschloß erreicht werden. Wenn schon kein Weg mehr nach Norden führt, muß es eben querfeldein gehen. Zweige schlagen uns um Gesicht und Körper, Spinnennetze bleiben in den Haaren kleben. »Da ist sie!«, führt ein Ruf den Rest der kleinen Gruppe in die richtige Richtung. Durch hüfthohen Farn geht es noch wenige Meter bis zu einer querverlaufenden

Schneise. Grasbedeckt zieht sie sich von Ost nach West. Kein Wachturm, kein Zaun, kein Fahr- oder Kontrollweg ist zu sehen. Ob irgendwo vielleicht doch versteckt ...? Vorsichtig äugen wir in beide Richtungen. Nichts auszumachen, tatsächlich.

Wir betreten sowjetischen Boden! Ein feierlicher Augenblick, vor allem wohl, weil es verboten ist. Ins Kerngebiet des sozialistischen Hoheitsgebietes sind wir eingedrungen, außerdem noch ins ehemalige ostpreußische Gebiet, welches seit der Vertreibung für Deutsche streng tabu ist. 20 Kilometer nördlich von hier lag das Gestüt Trakehnen, einst Geburtsstätte der edelsten deutschen Pferde. Still und leise pirschen wir uns durch feuchten Birken- und Erlenbruch, fast urwaldartig. Doch kein Ruf erschallt, kein Schuß fällt.

Die Spannung legt sich. Anscheinend gibt es hier nur Wald und Wild. Ernüchert kehren wir von unserer Expedition zurück. Zwischen einem polnischen und einem sowjetischen Grenzpfahl werden noch Photos geschossen. Dieser Augenblick muß ja für die Nachwelt dokumentiert werden. Des Kaisers Jagdschloß bleibt uns für diesmal verschlossen.

»Ist das eine Hitze!« Erschöpft streicht sich Mickel mit dem Ellenbogen den Schweiß aus dem Gesicht. Fast schnurgerade hat uns der sandige Weg durch die Rominter Wildnis nun nach Süden geführt. Eigentlich ist Süd-Ost unsere Wunschrichtung, aber dorthin führt kein Weg. Gefallene Bäume, verwuchertes Gestrüpp und moorigfeuchte Brüche versperren rechts und links den Weg. Wollte man nach dem Kompaß laufen, man würde nicht weit kommen. Also erst einmal nach Süden.

Der kaum Halt bietende Sand erschwert den Marsch. Staub klebt im Gesicht. »Jetzt einen Sprung in den Goldaper See und dazu ein kühles Weizenbier!« Pivo spricht aus, was den meisten in gleicher oder ähnlicher Form vorschwebt. Dreizehn theoretische Kilometer maßen wir heute morgen in Luftlinie vom Zeltplatz zum See, unserem Tagesziel. Nun sind wir ca. 12 km gelaufen, allerdings in einem Zick-Zack-Kurs, weit kann es nicht mehr sein. Die Vorfreude ist groß.

Gegen 15.⁰⁰ Uhr erreichen wir den Südrand des Waldgebietes. Vor uns weite Hügellandschaft. Hinter einem kleinen Gehöft flimmert der Horizont in der Hitze. Eigentlich wollten wir gar nicht bis hierhin, aber die Karte wies keinerlei Übereinstimmung mehr mit den geographischen Verhältnissen auf, und dieser Weg war der einzige, der einigermaßen noch in unsere Richtung führte. »Da kommt Gio wieder. Wer ist denn das daneben?« In jeder Hand eine Wasserflasche, spaziert Gio in angeregter Unterhaltung auf uns zu. »Er kann gut Englisch, zeigt doch mal die Karte!«, fordert er. Sein Begleiter, der Besitzer des Hofes, schaut neugierig hinein: »Wir sind hier, vielleicht aber auch da. Die Namen der Orte kenne ich nicht.« Oh je! »Wenn ihr nach Goldap wollt, müßt ihr diesen Weg ca. 3 km gehen«, er zeigt mit der Hand einen Weg entlang, »dann rechts abbiegen, ca. 2 km weiter, dann wieder rechts einen gepflasterten Weg bis ihr auf eine Teerstraße stoßt. Diese erreicht nach ungefähr 5 km Goldap.« Das wäre fast immer Richtung Norden, mmh. »Und der Goldaper See?«, fragt Waschbär, unser Fünfter im Bunde. »Das weiß ich nicht.«

Die Musen

Mühsam versuchen wir, auf der Karte unsere neuen Informationen nachzuvollziehen. Klar ist: Wir sind von der Grenze ab fast nur nach Süden gelaufen, bis zum See ist es noch ein ganzes Stück und der vorgeschlagene Weg führt scheinbar nach Nord-Ost. Wir könnten auch über die Felder laufen, aber bei der Hitze? »Auf geht's, wir probieren es erst einmal mit diesem Weg«, muntert Pivo auf. Wenn man doch nur querfeldein laufen könnte, aber der Wald läßt dies nicht zu, wir sind Sklaven des Wegnetzes.

Weiter geht es. Mal in nördliche Richtung, mal in südliche. Da, Häuser! Häuser ist etwas zu viel gesagt, unter grüner Grasnarbe ducken sich Steinwände wie vor einem drohenden Gewitter. Wo sind wir? Die Karte gibt keine Antwort. Weiter. »So ein Blödsinn, wir laufen und laufen wie die Ochsen und kommen doch keinen Meter näher an unser Ziel heran«, empört sich Kapstadt. Demoralisiert und müde sinken wir in den Straßengraben.

Wo sind wir genau? So groß ist die Rominter Heide doch gar nicht. Ca. 22 km sind wir schon getippelt, immer mit östlichem Einschlag, irgendwann muß der See doch kommen. »Das kann doch nicht wahr sein, aber es stimmt!«, Pivo fährt auf. Mit dem Finger auf der Karte fährt er eine Strecke ab. Hier sind wir lang, dann dort, haben da die Abzweigung genommen. Und dies sind die Häuser. Wir müssen besoffen gewesen sein! Der Besuch der Grenze war unser Verhängnis gewesen. Dort hatte gar nichts mehr gestimmt, weiter südlich paßte es wieder. Aber wie mitten im Wald den eigenen Standort ausmachen? »Es sind noch ca. 12 km«, resümiert Mickel. Na toll! Mittlerweile ist es 17.³⁰ Uhr.

Trotzig klotzen wir los. Jetzt erst recht, geht es durch die Köpfe der fünf Kameraden. Im strammen Sieben-Kilometer-Schritt verdrängen wir den schweren Affen, der auf dem Rücken wie ein Zentnergewicht lastet. Zum Glück geht es stetig leicht bergab. Das schnelle Marschtempo läßt auch die letzte wunde Stelle oder Blase vergessen, an Morgen denkt jetzt keiner. Die Route ist klar, wir haben uns ja wiedergefunden.

Da, die Straße! Jetzt rechts ab nach Jarkental, dort wieder rechts zurück in den Wald. Nun dunkelt es. Langsam verschwimmen die Füße vor unseren Blicken, Finsternis umfängt uns. Der See muß einen knappen Kilometer links neben uns liegen. Dieses Wissen verlockt. Doch der Versuch, einfach links durch den Wald den See zu erreichen, schlägt fehl, unser Späher landet im Sumpf. Motorisch trotten wir das schmale Band entlang, das sich durch die Dunkelheit zieht. Die Muskeln schmerzen, nun muß bald ein Ende sein. Noch einmal macht der Weg einen starken Knick nach links. Dorthin geht es doch zurück! Aber versuchen wir es, eine andere Möglichkeit bleibt uns sowieso nicht.

Plötzlich geht der Weg bergab, gewinnt schnell an Gefälle. Die Bäume weichen und über einen feinsandigen Hang laufen wir zum Ufer hinab. — Weit dehnt sich der Goldaper See unter dem sternklaren Himmel. Die Affen gleiten in den Sand, andächtig still genießen wir die kaltklare Abendluft und die bunten Lichter der gegenüberliegenden Stadt. Wenig später umfängt uns das erfrischende Naß, wir schwimmen ins Dunkel. Ein weiterer Fahrtentag findet sein Ende.

Karl Plenzat schrieb im Kriegsjahr 1917 über die »Christfeier der Margrabowaer Mädels« — wer es nicht weiß, dem sei es gesagt, daß Margrabowa in Masuren später Treuburg hieß —: Elternabend. In einer Ecke des großen Zimmers steht der grüne, frische Tannenbaum, den kein »Schmuck« verunziert, und ein Dutzend weißer Kerzen verbreitet gedämpftes Licht.

Es ist ein Ros' entsprungen ...

Das alte Lied verklingt. — Ein Engel tritt vor den Vorhang:

*»Grüß Euch alle der liebe Gott!
Ich bin ein ausgesandter Bot,
Vom Himmel hergeschickt zur Erden,
Denn es will wieder Weihnacht werden,
Weihnacht — trotz Krieg und Kriegesnot ...«*

Auf das alte Weihnachtspiel, das nun folgen soll, bereitet er vor und schließt: »Beginnet denn in Gottes Namen!«

Maria und Joseph rüsten sich zur Reise nach Bethlehem. Müde und frierend klopfen sie dort an die Türen. Habgierige Wirte weisen die Armen, die singend Einlaß begehren, ab, bis sie endlich Zuflucht im Stalle finden.

Auf dem Felde klingt schlaftrunkenen Hirten die selige Engelsbotschaft ins überraschte Herz. — »Kommt, wir gehn gen Bethlehem ...«

Dort sitzt Mutter Maria an der Wiege. »Joseph, lieber Joseph mein«, singt sie, »hilf mir wiegen mein Kindelein!« — »Gerne, lieb' Maria mein ...« — Und während der alten Mann draußen dem Kinde ein »Müslein« kocht, summt sie ihm ein Schlummerlied: »O Jesulein zart ...« Dann fallen ihr die Augen zu.

Und, o Wunder! »Vom Himmel hoch, o Englein kommt«, klingt's zur Laute, und herein huscht's und singt's und jubelt's und umdrängt's die Krippe — und verschwindet wie ein Traum.

Und schon rüsten sich Maria und Joseph, den der Engel gewarnt hat, zur Flucht nach Ägypten, da strömt allerlei Hirtenvolk herbei. — »Es blühen die Maien zur kalten Winterszeit«, jubelt ihr Lied, und Hirten und Hirtenbüblein wetteifern, die Gaben ihrer Armut darzubringen.

Und jetzt! Goldkronen funkeln, Purpurmäntel leuchten. In Pracht und Glanz schreiten die Heiligen Drei Könige herein, der lustige Mohr unter ihnen, und beugen ihre Knie und legen dem Kindlein ihre Schätze zu Füßen.

Ein Dankwort Mariens: »O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit ...«

Und dann beschließt der Engel das Spiel:

*»Ich schreib' Euch auf ein Lilienblatt,
Gott geb' Euch eine gute Nacht ...
Wenn Gott uns über ein Jahr
Gesund und in Frieden wird wieder her bringen,
Dann wollen wir recht von Herzen singen und klingen:
Ehre sei Gott!«*

Die Angehörigen der Wandervögel sitzen da, als wenn sie gern noch mehr sehen und hören möchten. Aber das Spiel ist zu Ende. Nur der Wirt erscheint noch einmal, zieht höflich seine Mütze, schlägt vieldeutig auf seine große Geldtasche: »Mein Beutel ist noch ganz leer!« Und jetzt sehen wir, wie gut es den Eltern und Verwandten gefallen hat: Nickel, Silber und Scheine regnen hinein, und immer strahlender wird des Wirtes und Säckelmeisters Gesicht.

Dann sitzen wir im Nest um den großen, langen Tisch und singen und plaudern. Da poltert's und klopft's! Knecht Ruprecht mit Rute und Sack: »Von drauß, vom Walde komm ich her ...« Er spricht die schönen Verse Theodor Storms und schließt:

*»Nun sagt, wie ich's hierinnen find'
Sind's gute Kind, sind's böse Kind?«*

Doch der Ortsgruppenleiter versichert: lauter gute! Da tut sich der Sack auf: selbstgebackene Pfefferkuchen, Äpfel und Nüsse für Wandervögel und Probefahrer. Und die 16 eingetragenen Mädels bekommen dazu Ludwig Richters köstliches Weihnachtsblatt und je ein Meisterbild des Kunstwarts: Feuerbach, Böcklin, Thoma, Schwind, Richter und Dürer, die großen Meister bringen rechte Festfreude.

Und auch die Ortsgruppe als Ganzes geht nicht leer aus: ein bunt gebundenes neues Nestbuch mit feinen Schattenbildern, die Olga Nicolovius zeichnete, dann Vergrößerungen der Pfeifferschen Bilder aus dem Hansl in schwarzen, glatten Rahmen — und unsere neuen Fenstervorhänge sind auch zur Zeit fertig geworden und zieren den Raum. Das war unser Christfest 1916.

Singen und Musizieren

Wo wird heute noch gesungen? In der Familie, in der Schule, in der Jugendgruppe? Kaum. Nur aus den Lautsprechern erklingen Lieder! Fast unwahrscheinlich erscheint es uns heute, wenn wir Eichendorff zitieren und hinzufügen, daß seine Worte der alten deutschen Jugendbewegung aus dem Herzen gesprochen waren:

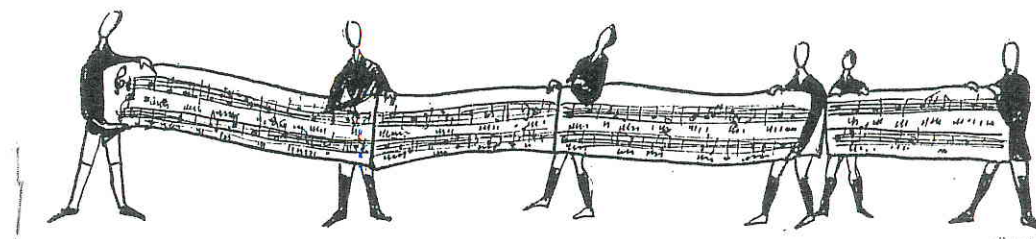
*»Es hebt das Dach sich von dem Haus
und die Kulissen rühren
und strecken sich zum Himmel raus:
Strom, Wälder musizieren.«*

Dr. Hugo Preuschhof schrieb einen ausführlichen, 1967 erschienenen Bericht über den »Wandervogel in Ostpreußen«. Es handelt sich dabei um den Kronacher Bund, und seine Ausführungen — Randbemerkungen sind es zum Thema Musik und Singen eigentlich nur — illustrieren, welche Rolle diese in den Jugendbünden Ostpreußens spielten:

Wir trafen uns zu Nestabenden, bei denen viel gesungen, erzählt und vorgelesen wurde. Beim Singen wurde allmählich zum mehrstimmigen Gesang übergegangen. Kurt Hochfeldt, später Willi Neumann, begleiteten auf der Laute, Karl Thiel auf der Geige ... Nach dem Mittagessen war Wettsingen. Die Königsberger bekamen den ersten Preis. Schnurrig waren die Lieder, die ein Danziger und ein Memeler Junge sangen.

... Zu später Stunde kehrten wir bei ihm ein, er freute sich, daß er einmal Wandervögel beherbergen und bewirten durfte. Am frühen Morgen dankten wir mit einem Fahrtenlied und wanderten weiter ...

Bundestag. Die alte Burg gab einen eigenartigen Rahmen. Die vielen Fahnen und Musikinstrumente. Morgenfeier, Sport, Wettsingen. Das Largo von Händel in der Kirche, gespielt von einer Geige und einem Cello ...



(Tuschezeichnung von Charlotte Heister)

*Von einem Singtreffen der Turnerjugend in Sarkau.
Der Singeleiter, der Elbinger Wandervogel Berthold Wiegleb, hatte die Lieder auf ganz große
Blätter schreiben lassen, sodaß sie für alle gut sichtbar waren.*

Zu erwähnen ist hauptsächlich der Singkreis, anfangs unter Erich Pokahr, dann unter Walter Pudelko ... Man sang mit heller Begeisterung die Lieder aus dem Zupf, aus dem kleinen Rosengarten und dem Wandervogel-Liederbuch. Kurt sang mit einer einmaligen Freude und begleitete mit seiner Klampfe. Mit den Akkorden C oder G wurde fast jedes Lied umrahmt; wenn es auch manchmal musikalisch daneben ging, so wurden doch Takt und Rhythmus eingehalten ... Gerade die Lehrer, die bei uns zahlreich vertreten waren, hatten eine Wirkungsmöglichkeit. Als Beispiel nenne ich Walter Haensch, der im Fischerdorf Labagienen tätig war: Die Musik spielte im Unterricht eine große Rolle (Orffsche Instrumente und Blockflöte); ab 2. Schuljahr hatten alle Schüler eine Blockflöte ...

Das Singen und das Musizieren gehörten zum Leben der Jugendbewegung sowohl des Wandervogels als auch der späteren bündischen Jugend. Es entsprach der Gemeinsamkeit und führte zur Gemeinsamkeit. Fast jeder besaß neben den gängigen gedruckten Liederbüchern ein eigenes, handgeschriebenes Liederbuch, oft mit 200 bis 300 Liedern.

Es fiel das Wort »Singkreis«. Da wollen wir in Elbing Hugo Mandig nennen, der vom Jahre 1923 an die Musikinteressierten aller Bünde in der »Elbinger Singgemeinde« sammelte. In seiner Wohnung wurde fleißig musiziert und gesungen, Madrigale von Hassler, Dorolame, Schütz, Orlando di Lasso, Senftl, Distler, Schein und Scheid, Bach und Gumpelsheimer. Wir wollen Wilhelm Scholz nennen, den Musicus des Ostpreußischen Spiel- und Tanzkreises. Er hat u.a. die Lieder in den Spielen von Agnes Miegel, Reinhard Leibbrandt und Ernst Wiechert vertont.

Es gäbe noch viele andere Menschen, Leistungen und Begebenheiten, die zu erwähnen wären.

Zwei Liederbücher wollen wir nicht vergessen. Das ist »Der Liederschrein«, erstmalig 1918 von Karl Plenzat herausgegeben, gewidmet »Den Wandervögeln meiner Heimat«. Karl Plenzat stellte ihm die Worte nebst Noten aus einem litauischen Daina voran: »Ich will aufschließen das Liederschreinchen, heraus die Lieder lassen.« Es enthält 110 deutsche, litauische und masurische Volkslieder und ist ein wahres Geschenk des ostpreußischen Wandervogels an seine Heimat. Das zweite Liederbuch erschien 1954 im Voggenreiter Verlag, Bad Godesberg, unter Mitwirkung der Landsmannschaft Ostpreußen, herausgegeben von Wilhelm Scholz, und enthält — ein Erbe der Jugendbewegung — eine vortreffliche Sammlung ostpreußischer Volkslieder. Mit Recht heißt es »Der Brummtopf« nach dem Instrument, das die Burschen auf den Dörfern unserer Heimat selbst bauten und mit dem sie um die Jahreswende spielend und singend mit guten Wünschen von Haus zu Haus zogen.

In den Jahren nach dem 1. Weltkrieg wurde der Elbinger Wandervogel so stark, daß sich die Ortsgruppe in drei Gruppen teilen mußte, die Scholaren-, die Seminar- und die Burschengruppe. Dazu kam noch die selbständige Mädchengruppe. 1919 fand ein Gautag auf dem Gänseberg in Elbing statt. Es wurde viel Musik gemacht, auf Klampfen, Flöten, Geigen und Bratschen, und es wurde auch viel gesungen. Die Elbinger Mitbürger wurden damals zum ersten Mal richtig auf den Wandervogel aufmerksam.

Ein Bericht aus der »Elbinger Zeitung« jener Jahre gibt einen Einblick in das damalige Leben der Elbinger Wandervogelgruppen, bei denen die Musik eine große Rolle spielte. Wir lesen unter der Überschrift »Kirchenmusik der Wandervögel« u.a.:

Am Totenfest des vorigen Jahres trat die Ortsgruppe Elbing des Wandervogels e.V. hier zum ersten Mal in der Kirche an die Öffentlichkeit. Damals galt es, ihrem im Kriege gefallenen Dichter Walter Flex eine würdige Totenfeier in der reformierten Kirche zu halten. — Am 1. Christtage d.J. veranstaltete sie in der St. Annenkirche einen nur von ihren Mitgliedern ausgeführten reichhaltigen musikalischen Abend, bei dem Orgel, Geigen, Lauten, Gemeinde- und Chorgesänge miteinander abwechselten oder zusammenwirkten. Die fünfzehn Nummern der Abendfolge — darunter Präludien und Fugen, je ein Lautenspiel und Duett für Geige und Laute, dreistimmige Chöre, ein vierstimmiger Geigenreigen (Gluck), der altkirchliche Kanon: in dulci jubilo — zeigten die munteren Buben und Mädels auf einer anerkanntenswerten Höhe ihres musikalischen Könnens — Kunst und Natur in einem, herzliche Freude der Geber und weihevoller Stimmung der Hörer — ein Weihnachtserlebnis.

Am 2. Christtag ging es auf die Elbinger Höhe. Frau Holle hatte Einsicht genug und schüttete den »fahrenden« Musikanten und Sängern ein paar Kopfkissen Schnee auf den Weg. Um 10 und 2 Uhr umrahmten sie die Gottesdienste in Dörbeck und Lenzen mit ihrem Lied und Spiel. Sie brachten ihre Kunst und Christfreude aufs Land und von dort frische Luft und frohe Lust heim.

Tanz und Volkstanz

Wir entnehmen dem altpreußischen »Wandervogel«-Gaublatt vom August 1914 über »Das Volkslied, das Tanzen, das Kleid«:

Hierüber laßt mich folgendes Wort setzen: »Keine äußere Form verbürgt geistiges Leben, aber geistiges Leben schafft Formen.« Wo also kein geistiges Leben ist, da nützt auch die Form nichts.

Glaubt's mir! Man merkt es den Liedern an, welcher Geist in den Leuten steckte, bei diesen war das Lied, der Tanz, eine von ihren Veranstaltungen, die laut Programm von ihnen gemacht wurden, bei den anderen war es ein Stück ihres Erlebens, ihres Geistes. Alle Achtung vor dem »Können« jener Leute, doch fehlte ihnen wahres, natürliches Empfinden, da war es doch gewiß schöner, bei den andern auch im Lied oder Tanz ein Stück Freundschaft, ein Stück Vertrauen wiederzufinden. —

Ich habe oft in einem Kreise nur einen oder zwei gefunden, denen ich zum Tanzen von Herzen raten möchte; darum, wenn ihr nicht den rechten Geist dazu habt, dann laßt das Tanzen! Ältere Leute sollten's überhaupt nicht tun, es sei denn, daß sie werden wie die Kinder.

Noch ein paar Worte vom Kleid! Es genügt nicht, daß man einen gefärbten Lappen um sich wirft, nur um einen farbigen Punkt mehr zu bedeuten. Man muß dabei auch auf die Hose und das Hemd achten, man muß den Sinn der Farbe erkennen, die Form des Anzuges muß der Bewegung und Gestalt des Körpers gerecht werden, und schließlich — man muß auch dafür sorgen, daß man etwas in sich trägt, was man ausdrücken kann.

Daß man's kann, und daß nur dann das Kleid Ansehen hat, das hat uns aber auch der Bundestag gezeigt.

Als ein Jungenführer von Anfang der dreißiger Jahre muß ich sagen, daß wir uns in der Jungengruppe nicht für den Volkstanz begeistern konnten. Wir waren für das Herumgehopsen nicht zu haben, das unserer männlichen Würde nicht entsprach.

Doch möchte ich zu diesem Thema — wenn auch stark gekürzt — zitieren, was ein Berufener, Reinhard Leibbrandt, 1930 in »Spiel und Tanz« geschrieben hat:

Ich gehöre nicht zu den Jungen, ich gehöre nicht zu den Alten mit dem ewig jungen Herzen. Ich bin Mitte Dreißig, mein Herz ist ebenso alt. Ich sehe den Volkstanz also als Erwachsener, und zwar als einer, der seine Zeit bejaht. Zur Zeit unserer Väter waren Fahrrad und Telefon das Ereignis. Wir steigen in Flugzeuge und hören Rundfunk. Bewegungsabläufe wie auch Bewegungsimpulse werden stets von der Umwelt geformt. Wir brauchen somit Tänze, die unserer Zeit entsprungen sind. Kinder, Jugendliche, Erwachsene wollen ihre Zeit auch im Tanz geformt sehen.

Ich spreche hier nicht dem Gesellschaftstanz das Wort, ich grabe hier nicht dem Volkstanz das Wasser ab. Ich möchte den Volkstanz aus dem Leben nicht missen. Ich wünsche ihn jedem Kind und jedem Jugendlichen. So wie aus unseren Erziehungsgütern auch nicht alte Musik und alte Literatur ohne großen Schaden schwinden können, so kann auch der Volkstanz nicht aufgegeben werden, aber so wie auf diese bauend und neben sie die Schöpfung der Heutigen als notwendige Erscheinungen zum Verstehen unserer Zeit treten, so muß vom Volkstanz ein Weg zum heutigen Tanzausdruck führen. Er muß auf den Gesellschaftstanz unserer Zeit hinleiten und offen halten für alle Ausdrucksformen des Tanzes überhaupt.

Tanz ist Lösung des Körpers im Fluß des Lebens. Volkstanz, Gesellschaftstanz hat diesen Fluß in bestimmte Formen geleitet. Man kann diesem technisch nahe kommen, man tanzt aber erst, wenn das Technische überwunden ist. Tanz ist eine Angelegenheit der Ästhetik, er verlangt Haltung, er geht in der Gesellschaft (Gruppe) vor sich und verpflichtet dieser gegenüber. Sein musikalischer wie körperlicher Ausdruck deckt sich mit dem Musik- und Bewegungsempfinden des heutigen Menschen.

Soweit Reinhard Leibbrandt, im übrigen wurde besonders im Wandervogel, aber nicht nur dort, der Volkstanz mit großer Freude betrieben. Der Ostpreußische Spiel- und Tanzkreis sammelte Volkstänze in den Fischerdörfern des Samlandes. »Meer, Wind, Segel und Flagge weben in ihnen«, heißt es in einer 1927 bei Gräfe und Unzer in Königsberg erschienenen Ausgabe der »Ostpreußischen Fischertänze«. Die Landsmannschaft Ostpreußen hat sie 1956 neu aufgelegt.

Einer dieser Fischertänze, der Bügeltanz, wird in der Sammlung wie folgt beschrieben:

Ein alter Fastnachtstanz, bunt und lustig. Er wird um Mitternacht getanzt. Die Mädchen schmücken ihren Burschen die Mützen mit farbigen Bändern, Papierblumen und Flittergold, Resten vom Weihnachtsfest. Der Bügelmeister erhält die bunteste Mütze und die längsten Bänder. Der Tanz baut sich auf dem Glauben an die zukunftsverkündende Kraft der Fastnacht auf: Bleibt ein Mädchen beim Sprung über dem mit Leinwand bespannten Bügel hängen, so wird ihm in diesem Jahr der Flachs nicht geraten, das bedeutet, es wird mit der Aussteuer nicht fertig werden und nicht aus dem Hause springen, nicht heiraten.

Der der deutschen Jugendbewegung und besonders der Deutschen Freischar nahestehende Engländer Rolf Gardiner besuchte mit seinen English Dancers and Players Elbing und Marienburg. Die jungen Männer zeigten, weiß gekleidet mit bunten Bändern und Beinschellen, ihre alten, englischen Männertänze. Sie fanden viel Interesse und Beifall, blieben jedoch ohne Auswirkungen auf dem Gebiet des Tanzes in unseren Bünden und Gruppen.

Daß die Volkstänze unserer Heimat auch heute noch lebendig sind, beweisen zwei Schallplatten mit dem Titel »Volkstänze und Tanzlieder aus Ost- und Westpreußen«, 1974 herausgegeben von der Nordostdeutschen Spielschar in Baden-Württemberg, wobei eine ausführliche Beschreibung der Tänze und ein Notenblatt beigelegt sind. Die zu diesen Tänzen gehörenden Instrumente sind Geige und Ziehharmonika sowie, um den Tanzrhythmus zu unterstreichen, eine »Teufelsgeige« oder Baßgeige. Bei den beiden Schallplatten ist diese Besetzung noch durch Klarinetten und Gitarren erweitert.

Das Laienspiel

In meiner Elbinger Jungengruppe der Deutschen Freischar machten wir Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre »Lagerzirkus« und »Zauberkunststücke«. Dann begannen wir mit Stegreifspielen nach Märchen und selbstausgedachten Geschichten. Schließlich spielten wir auf einem Elternabend »Das Gespenst von Canterville« nach Oscar Wilde in der Bearbeitung von Jürgen Riel. Eine wahre Begebenheit, ein Spuk, den wir der anderen Elbinger Freischargruppe in ihrem Landheim veranstaltet hatten, war uns Veranlassung, auf einem späteren Elternabend ein »Hörspiel« aufzuführen. Auf der Bühne war nichts als ein riesiger, altertümlicher Lautsprecher mit einem gewaltigen Trichter zu sehen. Krächzend verkündete der Lautsprecher: »Der Spuk im Landheim, ein Hörspiel nach wahren Begebenheiten!!!« Es folgte: Kriegsrat, Knirschen des Sandes auf dem Wege, Knarren des Drahtes beim Übersteigen der Zäune, leises Wiehern von Pferden, sattes, behagliches Mahlen der Kühe, flüsternde Beratung, leise Schritte auf dem Pflaster des Gutshofes, schleifendes Geräusch auf dem Dach des Landheims unserer Freunde. Aus ihrem Rosenhäuschen dringt Schnarchen, im Ofen erklingt ein Glöckchen ...

Wir waren keine Laienspiel-, sondern eine Jungengruppe, aber so ähnlich hat auch das Laienspiel im frühen Wandervogel schon vor dem Ersten Weltkrieg begonnen, mit Stegreifspielen ohne große Hilfsmittel. Bei Gautreffen und zur Sonnenwende wurden allerdings sehr bald auch Teile großer Dramen aufgeführt, so aus dem »Faust«, den »Nibelungen« von Heibel, dem »Sommernachtstraum« von Shakespeare, dem »Robert Guiskard« von Kleist und andere mehr. Daneben gab es auf Fahrten und Festen Spiele von Hans Sachs, Krippenspiele und anderes. Schon damals waren die Jungen und Mädchen bei ihrem Spiel ganz bei der Sache. Sie »verkleideten« sich dabei nicht, sondern sie »verwandelten« sich, womit etwas Wesentliches über das Laienspiel gesagt sei.

Eine bewußte und kultivierte Laienspielerarbeit begann in Ostpreußen im Jahre 1920, als Königsberger Wandervogel vor einem größeren Kreise Schattenspiele und den »Gevatter Tod« von Gumbel-Seiling aufführten. Im Jahre 1921 fand der erste Laienspiellehrgang statt. Anreger, Vorbild, Praktiker war vor allem Reinhard Leibrandt, der viele Lehrgänge durchführte.

Lagerzirkus, die Lagerkapelle

(Bildarchiv Bernhard Heister)



Er leitete einen Spielkreis an der Volkshochschule Königsberg und gründete ein Kindertheater. Er gab sechsmal im Jahr ein Arbeitsblatt »Spiel und Tanz« heraus, das weit über Ostpreußen hinaus Beachtung fand, ebenso Reinhard Leibbrandts »Ratgeber für Jugendspielscharen«. In Leibbrandts »Ostpreußischer Spielreihe« war auch Agnes Miegel zweimal vertreten mit einem Weihnachtsspiel und mit der »Schlacht von Rudau«. Leibbrandt schrieb auch selbst Laienspiele.

Wie systematisch die Laienspielerarbeit betrieben wurde, zeigt ein Bericht über einen Lehrgang des Jahres 1925. Es ging dabei um grundsätzliche Gesichtspunkte für das Jugend- und Laienspiel, um die Auswahl von Spielen, eine Übersicht über das vorhandene Material. Ein Märchenspiel »Der Schweinehirt« wurde einstudiert. Es gab Regieproben für ein einfaches Weihnachtsspiel. Die Möglichkeiten eines Bewegungschores wurden an der ersten Szene der »Bürger von Calais« von Rudolf Mirbt erprobt. An Hand von Zeichnungen wurden Ratschläge für die Gestaltung des Bühnenraumes, des Bühnenbildes und des Bühnengewandes gegeben. Sprechchöre wurden einstudiert. Zum Schluß des Lehrgangs wurden zwei geistliche Spiele, »Das Paradiesspiel« und das »Kain-und-Abel-Spiel«, beide nach Max Gumbel-Seiling, aufgeführt.

Aus dem Geist der Jugendbewegung erschienen nach dem letzten Kriege in der von Rudolf Mirbt herausgegebenen Reihe der Bärenreiter Laienspiele einige ausgesprochene Jungenspiele des Elbingers Heinrich Eichen, u.a. »Das Geheimnis des Trappers«, »Heut' spielen wir im richtigen Theater«, »Überfall im Jungenlager«, »Die Prinzessin mit der Glatze«, »Hier geht er hin! — Da geht er hin!«, »Der Kaiser braucht schon wieder neue Kleider«.

Rudolf Mirbt schrieb zu diesen Spielen:

Heinrich Eichen bedeutet nicht nur in den Bärenreiter Laienspielen eine besondere Spielart, sondern im ganzen Laienspiel unserer Tage. Es gibt nicht viele Stückeschreiber, die so unbekümmert und zugleich instinktsicher Jugend- und Jungenspiele schreiben können.

Puppenspiele

Schon die frühen Wandervogelgruppen haben Kasperle gespielt. Im Juni 1930 führte das Landesjugendamt im Landheim Rippen einen Lehrgang für das Handpuppenspiel durch. »Spiel und Tanz«, das von Reinhard Leibbrandt herausgegebene Arbeitsblatt, beschäftigte sich immer wieder auch mit dem Puppenspiel. Leibbrandt und andere schrieben selbst Texte für das Handpuppenspiel, so Reinhard Leibbrandt: »Wie der Teufel das Lautenspiel lernte«.

Ich möchte hier einen Puppenspieler aus unserer östlichen Heimat vorstellen, Horst Lipka, Puppenspieler aus Passion und mit großem Können. Es war nach 1933, als ich hörte, daß er keine Gelegenheit zu öffentlichem Spiel mit seinen Puppen mehr hatte. Ich konnte ihm dazu im damaligen VDA (Volksbund für das Deutschtum im Ausland) verhelfen. Horst Lipka

spielte viele Male in übertollen VDA-Veranstaltungen, auf den Dörfern des Kreises, vor dem Arbeitsdienst usw. Wir waren uns einig, aus einem Kasper keinen »VDA-Kasper« zu machen, aber es gelang uns doch, ihn sinnvoll in die Volkstumsarbeit im Grenzland einzubauen.

Horst Lipka soll auch zu Wort kommen:

Ich muß damals 14 oder 15 Jahre alt gewesen sein. Da packte mich auf einmal die Welt des Theaters, und ich wollte Theater spielen. Da ich aber ein stiller Junge war, hätte ich mich auf einer großen Bühne nicht zeigen mögen und glaubte, mit einem kleinen Handpuppentheater auch meine Aufgabe erfüllen zu können. Also fing ich fröhlich an, meine kleinen Schauspieler selbst herzustellen. Dann baute ich die Bühne mit allen möglichen wunderbaren Theaterkünsten ... Erich Jandt und ich spielten mit den Handpuppen, Kuno Fischer machte Musik auf seinem Schifferklavier, und Martin Makuth regelte die geschäftlichen Dinge ... Auch draußen auf dem Lande um Elbing haben wir in den Dorfschulen und in den Gasthöfen gespielt, und diese ländlichen Fahrten haben uns am meisten beglückt. Ich denke gern zurück an die stillen Dörfer in der Niederung und auf der Höhe. In den kleinen Landschulen kam es zu keinen Begeisterungstürmen, die Landkinder waren stiller und andächtiger. Wir Spieler konnten durch ein Guckloch in der Spielkiste die Wirkung unseres Spieles auf die Kinder beobachten. Die Kleinen saßen still und falteten andächtig die Hände und beteten, daß bloß dem Kasper nichts passieren möchte ...

Schrifttum

Wir können hier keine »Literaturgeschichte« der Jugendbewegung in Ostpreußen bieten, aber in den Bänden und Gruppen der Jugend ist immer viel »geschrieben« worden. Das begann im frühen Wandervogel mit den Nest- und Heimbüchern, den Chroniken und Fahrtenbüchern, an denen sich alle beteiligten. Ganz bestimmt führte das zum bewußteren Erleben, und wenn ich persönlich an meine heutigen Reisefeuilletons denke, so stehen sie unbedingt in einem Zusammenhang mit den Berichten, die ich als Junge in den Fahrtenbüchern meiner Gruppe verfaßte.

Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatte der Wandervogel in Altpreußen sein Gaublatt, das sich durch den Krieg und die Nachkriegszeit fortsetzte und in fast allen Bänden Parallelen fand. Man wirft diesen Zeitschriften der Jugendbewegung oft vor, daß sie allzuviel »Selbstbespiegelung« oder auch »Nabelschau« betrieben, d.h. sich zuviel mit sich selbst beschäftigten. Das stimmt gewiß weitgehend, aber es führte oft auch zu manchen wesentlichen Selbsterkenntnissen. Im übrigen sind diese Gaublätter, die Heim- und Fahrtenbücher, soweit sie irgendwie gerettet wurden, heute wichtigste Quellen zum Verständnis jener Jugend und jener Zeit.

Die vielen Liederbücher und Laienspiele wollen wir hier nicht erwähnen. Von Büchern, die sonst aus der Jugendbewegung kamen, können wir hier nur wenige nennen, bevorzugt solche, die auch heute noch zu erhalten sind. Da wollen wir zuerst Robert Budzinski anführen, geboren in Kl. Schläfen in Ostpreußen, Wandervogel, Lehrer, Grafiker und Schriftsteller. Er lebte in Konitz, in Königsberg und nach dem Krieg in Marburg/Lahn. Die Titel seiner von ihm selbst reich mit Holzschnitten illustrierten Bücher sagen bereits viel über deren »Stil«, über den Menschen Budzinski und auch über den Wandervogel. Es sind dies »Kuri-Neru« (ein Buch über die Kurische Nehrung), »Der Mond fällt auf Westpreußen« und das bekannteste »Die Entdeckung Ostpreußens«, dieses auch heute wieder aufgelegt.

Das Lebenswerk von Karl Plenzat, Professor in Elbing und in Königsberg, besteht außer dem Sammeln von Volksliedern aus einer großen Sammlung von Märchen, Sprichwörtern, Rätseln und Reimen unserer Heimat. Fritz Audirsch gab 1972 eine Auswahl aus dieser Sammlung unter dem Titel »Hahnchen und Huhnchen« im Gräfe und Unzer Verlag, München, heraus.

Der Königsberger Max Fürst veröffentlichte 1973 das Buch mit dem Titel »Gefilte Fisch«, so benannt nach einer Delikatesse der ostjüdischen Küche, und mit dem Untertitel »Eine Jugend in Königsberg«. Dieses sehr preußische, speziell ostpreußische, bürgerliche und jüdische Königsberger Buch schildert sehr lebendig auch die deutsche jüdische Jugendbewegung, die in Königsberg ein absolut ostpreußisches Gesicht besaß.

Offensichtlich durch die Jugendbewegung geprägt sind die Arbeitshefte der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur. Das gilt für die Reihe insgesamt, ihre Themenwahl, ihre Gestaltung usw., und natürlich besonders, wenn die Hefte im einzelnen von Menschen zusammengestellt wurden, die aus der Jugendbewegung kommen. Ich nenne nur Hedwig von Löhöffel-Tharau und drei ihrer Hefte, die mir vorliegen: »Vom Festefeiern in Ostpreußen«, »Wir binden den Plon/Ostpreußischer Erntedank« und »Landleben in Ostpreußen«.

Ein ostdeutsches Kulturmagazin aus dem Geist der deutschen Jugendbewegung werden die seit mehr als vierzig Jahren erscheinenden Elbinger Briefe genannt, über die wir auch noch an anderer Stelle berichten.

Leonore Lehnhart schrieb in ihrem Buch »Das unsichtbare Fluchtgepäck«:

Von den Heimatbriefen für den Westpreußischen Bereich sei der Elbinger Heimatbrief eigens apostrophiert: Diese künstlerisch gestalteten Hefte, deren Beiträge betont literarisch sind und zu denen fähige Grafiker die Illustrationen beisteuern, sind ein Modellfall dafür, wie eigenwillig und unprovinziell Heimatpflege gestaltet werden kann. In »Stimmen« zu dem letzten Heft der »Briefe« heißt es:

Hier wächst etwas aus der Reihe heraus, was nur einmal da ist und für sich spricht ... In diesen Blättern ist wirklich die Weite des Ostens, und von der Hohen Düne erblickt man nicht nur Haff und See, sondern sieht man in der Ferne manche europäische Küste aufschimmern.

Der Sport

In der deutschen Jugendbewegung hatte der Sport nicht das Allergeringste mit dem »Schaugeschäft« zu tun, zu dem der Sport heutzutage weitgehend geworden ist. Irgendwie stand bei der Jugend immer darüber, was Ernst Wurche im »Wanderer zwischen beiden Welten« von Walter Flex sagt: »Das seien die sieben ritterlichen Künste der neuen deutschen Jugend: Singen, Wandern, Turnen, Schwimmen, Fechten, Tanzen und Reiten.«

In dem altpreußischen Gaublatt »Wandervogel« vom Januar/Februar 1913 finden wir folgenden Bericht von Fritz Wiese aus Elbing über den »Wandervogel und Sportvereine«:

Soeben bin ich vom Drausensee zurückgekommen, wo wir zwei Getreuen, der Funkenpuster und ich, bei mehreren Grad Kälte am wärmenden Lagerfeuer gesessen und unseren Goethe gelesen haben. »Auch ein Vergnügen«, würde so mancher unserer Seminarkollegen sagen, wenn er davon erführe. Beim Rückmarsch fragte mich mein Kamerad, was ich eigentlich einem Menschen erwidere, wenn er mir gegenüber den Wandervogel mit einem Sportverein vergleiche, selbstverständlich meistens zu Ungunsten des Wandervogels. »Zuerst sage ich gar nichts«, antwortete ich, »sondern ich lege dem Betreffenden ein paar Wandervogelzeitungen vor und daneben ein paar Sportzeitungen. Dann frage ich ihn, ob er den Dürerbund kenne, und ob er zugebe, daß dieser sich in sozialem Sinne betätige. Wenn er es bejaht, deute ich wieder auf die beiden Sorten Zeitungen — die Wandervogelzeitung nimmt sich neben einem Sportblatt immer wie ein kleiner Kunstwart aus — und fahre fort: Auch die Sportvereine und der Wandervogel wollen Förderer unseres Volkes sein, aber ebensowenig, wie den Dürerbund, kann man auch den Wandervogel mit Sportklubs vergleichen, denn diese urtei-

len nur nach den körperlichen Leistungen der Menschen, wir Wandervögel aber erkennen durchaus nicht den als den Besten an, der die dicksten Wadenmuskeln hat, sondern wir werten am höchsten die Gesinnung.«

Unter diesen Gesprächen waren wir wieder in die Stadt gekommen. »Weißt du«, sagte der Funkenpuster, »schreib' doch das mal an das Gaublatt, denn diese Frage ist doch wohl schon oft an einen Wandervogel gerichtet worden und wird noch oft gestellt werden.« »Werd' mir's überlegen«, antwortete ich, dann verabschiedeten wir uns. »Heil!« »Vielleicht sehen wir dieses denkwürdige Gespräch noch mal schwarz auf weiß!«

In den Jungengruppen der Deutschen Freischar Ostpreußens haben wir den Speer und den Bumerang geworfen. Wir übten das Bogenschießen und Stockfechten. Wir liefen um die Wette, gingen Ski- und Schlittschuhlaufen sowie Rodeln. Wir schwammen im Fluß, Haff, in den Seen Masurens und in der Ostsee vom zeitigen Frühjahr bis zum späten Herbst. Um Ostern herum sprangen wir einmal in Pr.-Holland in einen Teich. Ein leises Klirren war zu hören, als wir die Wasserfläche mit unseren Schwimmstößen teilten. Der Teich hatte noch eine hauchdünne Eisschicht, deren Splitter die empfindliche Haut zwischen unseren Fingern bluten ließ.

Dr. Hugo Preuschhof schreibt in seinem »Wandervogel in Ostpreußen« über die Kronacher:

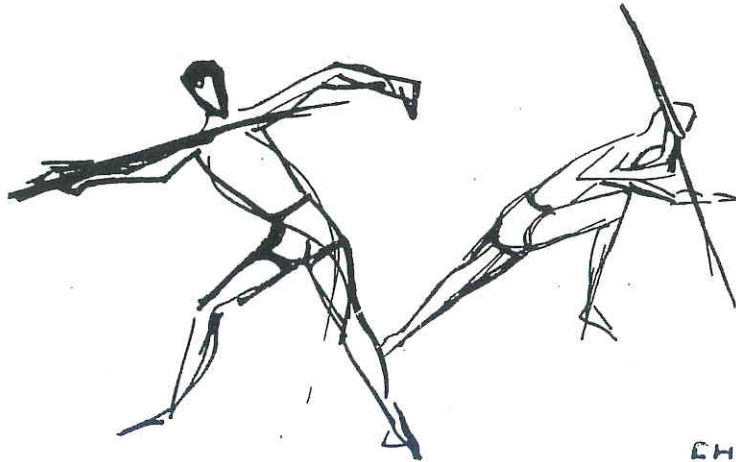
Vielleicht wird mancher denken, wir hätten durch den Verzicht auf Bahn und Straßenbahn größere Strecken zurückgelegt, als uns zuträglich war, wir wären zu stark ermüdet und an den Schönheiten vorbeigelaufen. Im Gegenteil, wir hatten immer Lust zum Speerwurf, zum Steinstoßen, zum Sprung über Gräben und Sträucher. Und wie haben wir jede kleine Schönheit der Gegend genossen! Ich muß daran denken, was Erhart Kästner in seinem Athos-Buch »Die Studententrommel« sagt: Man brauche die Anstrengung, weil man, wenn man leicht erschöpft sei, stärker aufnehme; man habe daher abends stärkere Eindrücke. Ich glaube, daß es uns nicht anders ergangen ist als Kästner.

An anderer Stelle heißt es im »Wandervogel in Ostpreußen«:

Die Wettkämpfe waren vorzubereiten, zum Beispiel war eine Sprunggrube anzulegen. Es gab bei diesem Gautag einen regelrechten Wettkampf mit Lauf, Weitsprung, Kugelstoßen und Schlagballwurf. Bei anderen Gautagen wurde auch Völkerball und Faustball gespielt. Es war schön, daß die sportlichen Veranstaltungen in der Natur stattfanden, wo die Geräte der Turnhalle und die Bequemlichkeiten des Sportplatzes fehlten; es paßte mehr zu unserer Art. In den Briefen an die deutsche Jungenschaft der Deutschen Freischar wurde über die Sportkämpfe auf dem Gaufest des Gaus Altpreußen berichtet:

Die Frage, wie wir unsere sportlichen Wettkämpfe auf einem Gaufest durchführen können und welche Form unserer Art gerecht wird, ist außerordentlich wesentlich. Durch die auf die Spitze getriebene Form im Sport, die an die Jungen durch die Schule und im täglichen Leben herangetragen wird, ist die Frage für uns sehr akut.

Auf unserem letzten Gautag am Ustrichsee haben wir im Gau Altpreußen dabei einen Versuch gemacht, der sich recht gut anließ. Um den Besitz der Gaufahne kämpfte jeweils die beste Gruppe der fünf Ringe des Gaus. Es waren nur Mannschaftskämpfe vorgesehen. Wir brauchten dazu weder Bandmaß noch Stoppuhr.



Speerwerfer

(Tuschezeichnung von Charlotte Heister)

Auf der großen Gauwiese, die durchaus Löcher und andere Hindernisse enthielt, wurde eine Pendelstaffel von je zehn Jungen ausgetragen. Es wurde nur auf Sieg gelaufen, nicht auf Zeit. Dann stellte jede Gruppe fünf Speerwerfer. Da der jeweilige Werfer von der Stelle weiterwarf, wohin sein Vormann mit dem Speer gelangt war, brauchten wir nie den Wurf zu messen, sondern kämpften so um den Sieg. Ebenso war es bei dem Weitspringen, zu dem jede Gruppe fünf Mann stellte. Zum Schluß wurde noch eine Pendelstaffel von ebenfalls zehn Mann herausgestellt. Die einzelnen Mannschaften setzten sich aus den verschiedenen Altersklassen zusammen, so daß in den Mannschaften die jüngsten und älteren Jungen gemeinsam kämpften. Da erst für die einzelnen Ringe die beste Gruppe festgestellt wurde und dann die ringbesten Gruppen gegeneinander in den Kampf traten, wurden fast alle Jungen aktiv an diesem Kampf beteiligt. Zu der einfachen Durchführung war keine Organisation notwendig, und es ging alles sehr flott. In einzelnen Staffeln wurde nur nach Punkten gewertet, Sieger 1 Punkt, Zweiter 2 Punkte, usw. Die kleinste Gesamtpunktzahl ergab dann die gaubeste Gruppe.

Brücke zum Baltikum

Max Jacob, der Chef der Hohnsteiner Puppenspieler, berichtete in »Wandervogel-Gaublatt des Preußengaus«, Heft 11, vom Neblung/Jul 1917:

Liebe Leute im Preußengau! Kam da im Herbst 1916 von Westfalen ein Männeken nach Libau (beileibe nicht in Feldgrau). Seine Verwunderung war groß, als er im »heiligen Rußland« gar keine Wandervögel fand. Flugs setzte er sich hin und schrieb einen Schreibbrief an Walter Fischer, daß er ihm sofort einige feldgraue Wandervögel senden sollte. Der ließ sich nicht lumpen und schickte umgehend einige Leutnants. So wurde denn die Feldgruppe Libau gegründet. Es fanden sich auch gleich einige liebe Tanten, die ein Nest einrichten wollten. Die Posener Mädels klebten und pappten, nähten und schafften, auch Tante Anna aus Berlin half tüchtig mit, und zu Pfingsten war das Nest fertig. Schmuck sah es aus, und die feldgrauen Wandervögel fühlten sich darin so wohl, daß der Nestvater die meisten abends hinauswerfen mußte, sonst hätten sie den Krieg ganz und gar vergessen. In hellen Scharen kamen sie herbei, die grauen und blauen Jungs. Aber auch viele blonde Jungens liefen in Libau herum, zwar nicht feldgrau, sondern mit bunten Schülermützen. Sie sahen alle so deutsch aus, die kurländischen Buben. So kam der Sommer und mit ihm Hellmut Seraphim aus Königsberg. Als richtiggehender Wandervogel in Kluft, nicht allein, sondern mit seinen Brüdern. Die brachten aber Leben in die Bude, all die tiefsinnigen Gespräche über den pp Wandervogelgeist usw. hörten auf und machten allerhand Unfug Platz. Das dauerte 14 Tage, und am letzten Tag saß Hellmut im Nest (die Sonne lachte dabei) und schrieb Briefe. Eine ganze Menge, darinnen vom Wandervogel zu lesen war. Fein waren die Briefe und die Jungen, die sie erhielten (die mit den bunten Schülermützen) freuten sich darüber. Sechs Stück kamen zuerst ins Nest und wir sangen: Ist es denn nun wirklich wahr? Die sechs kamen wieder und brachten andere mit, und nicht lange dauerte es, da waren es schon 15 kurländische Jungen, die ins Nest kamen. Nicht einmal in der Woche, nein, jeden Abend, oft auch noch morgens und mittags. Die mußten abends auch immer hinausgeworfen werden, das besorgte

Heideröslein. Und gesungen wurde, na, fragt nur einmal die Nachbarschaft. An einem Sonnabend sah man sie von dannen ziehen mit Rucksäcken und lachenden Gesichtern. Die erste Fahrt, im Heu haben sie auch geschlafen. Noch manche Fahrt folgte nach und erst die Aufnahme allenthalben! Gebratene Gänse waren das wenigste. Die vielen feldgrauen und blauen Wandervogel wurden wieder ganz jugendlich, die frühere »vornehme« Ruhe des Nestes war futsch. Hellmut, daran bist du schuld, aber übelnehmen tuts dir keiner. Am 30. Scheidings ging es im Nest hoch her, viel weniger als 30 Mann werden wohl nicht dagewesen sein. Die Ortsgruppe Libau wurde »offiziell« gegründet, viel schöne Worte wurden da geredet. Dann schrieb der Nestvater einen Brief an den Walter Franz, ob er auch »Russen« in seinen Gau aufnimmt? Und Herta und Walter schrieben gleich wieder, es hätte sie sehr gefreut usw. Also liebe Leute im Preußengau, wir wollen gute Nachbarschaft halten. Und wenn der heilige Friede wieder da sein wird, dann machen wir gleich eine Treffahrt.

Das Männeken aber, das im Herbst 1916 nach Libau kam, ist jetzt nicht mehr einsam und verlassen. Und feldgrau ist es auch noch geworden.

Gleich dieser erste Bericht zeigt die Fäden, die von Altpreußen in das Baltikum führten, die Brücke zum Baltikum. Diese Beziehungen blieben alle die folgenden Jahre hindurch bestehen. Max Jacob berichtete auch in den kommenden Jahren im Gaublatt des Preußengaus von den baltischen Gruppen des Wandervogels. Außer in Libau entstanden in Mitau, Riga und Talsen Ortsgruppen. Das Land und mit ihm die Wandervogelgruppen erlebten im Winter 1918/19 und im Frühjahr 1919 eine harte Zeit, als die Bolschewisten in das Land kamen und fürchterlich hausten. Die Mitauer Jungengruppe trat geschlossen in die Baltische Landeswehr ein. Einige Mädchen flüchteten, einige blieben zurück. In Talsen wurde das Nest zerstört. Die Jungen machten die Schreckenszeit in Talsen mit. Am längsten dauerte die schlimme Zeit in Riga, bis die Stadt wieder befreit war. Libau blieb von allem verschont. Zwar stand der Feind auch vor den Toren und zwölf Jungen aus der Gruppe zogen den feldgrauen Rock an, aber die Fahrten und Nestabende wurden fortgesetzt, ja, in dieser Zeit entstand in Libau eine Mädchengruppe.

In Altpreußen wurden in dieser Zeit Freikorps aufgestellt, die mithelfen sollten, das Baltland von den Bolschewisten zu befreien. Dem »Altpreußen«-Gaublatt, 3. Heft/1919, entnehmen wir folgenden Aufruf:

An alle waffenfähigen Wandervogel! Mit Genehmigung des Generalkommandos 1.A.-K. wird die 2.M.G.K. Freiw.-Balt. Grenadier-Regiment 3 (Aufstellungsort Cumehnen, dreiviertel Stunden Bahnfahrt von Königsberg entfernt) nur aus W.V. gebildet. Ein Stamm von 20 W.V. ist vorhanden. Wir brauchen altgediente Feldwandervogel (Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften), die am schweren oder leichten M.G. ausgebildet sind. Unausgebildete können nur in beschränkter Zahl angenommen werden. Besoldung, Bekleidung, Beköstigung wie üblich. Bekleidung möglichst mitbringen, sonst Kluff. Monatliche Kündigung. Sofortige Meldungen an Bruno Ellinger, Königsberg Pr. 9, Hagenstr. 19 (Waffengattung, Dienstgrad, Alter, Heimatanschrift).

Dann kam der Frieden in das Land, und es entstanden die drei baltischen Staaten Litauen, Lettland und Estland.

Ostern 1929 nahmen Jungenführer aus Riga an einem Schulungslager des Gaues Altpreußen der Deutschen Freischar im Landschulheim »Roter Krug« bei Osterode teil.

Der Singkreis der Akademischen Freischar Königsberg hat sich an einigen baltischen Singwochen beteiligt und mancherlei persönliche Beziehungen zu jungen Balten gewonnen. Gewissermaßen als »Randsiedlung« der Akademischen Freischar in Königsberg bildete sich ein »Baltenkreis«, der sich jedoch nicht auf Angehörige der Akademischen Freischar beschränkte und lebendige Begegnungen zu der jungen Generation des Baltikums suchte.

Der Baltenkreis kam zu der Einsicht, daß Sing- und Volkstanzwochen für diese Begegnungen nicht ausreichten. So fand im August 1932 in der baltendeutschen Kolonie Hirschenhof in Lettland ein Arbeitslager für junge Balten und Reichsdeutsche statt, an dem auch Mädchen teilnahmen. Das Thema für die geistige Arbeit — Referat und Rundgespräch — hieß »Beruf und Bildung«, und man untersuchte vom Persönlichen ausgehend ihre Bedeutung für die jungen Menschen des Baltenlandes und der östlichen Reichsgebiete, um eine Einsicht in die wirkliche Situation und auch eine klare Erkenntnis der Gegensätzlichkeiten zu gewinnen.

Nach der »Gleichschaltung« der Jugendbünde im Reich und damit auch in Ostpreußen, blieben die Bünde im Baltikum noch weiterhin bestehen, so in Lettland vor allem die »Deutsche Jungenschaft in Lettland« und in Estland das »Deutsch-Baltische Pfadfinderkorps«.

Ehemalige Angehörige der aufgelösten Deutschen Freischar in Elbing unternahmen im Rahmen des VDA (Volksbund für das Deutschtum im Ausland) im Oktober 1934 eine Fahrt nach Lettland. In dem Bericht dieser Fahrt heißt es:

Lettlandfahrt ... In Libau hat uns Herr Mager in seine enge Privatwohnung über Nacht aufgenommen. Abends kommen die Deutschen der Umgebung, und wir müssen erzählen, immer wieder von Deutschland erzählen und deutsche Lieder singen.

Langsam bimmelt die Kleinbahn von Libau nach Hasenpoth durch die Landschaft, von deutschen Truppen im Ersten Weltkrieg als Feldbahn erbaut. Außen läuft an den Wagen eine Schnur als Notbremse entlang. In Hasenpoth ist der Kasper gerade in der deutschen Schule zu Gast, als wir dorthin kommen ...

Am nächsten Tag klappert ein Ford mit uns die Landstraße entlang nach Goldingen, und wieder sind wir in einer deutschen Schule, werden mit »armen Rittern« und Obstsuppe bewirtet und hören viel vom deutschen Schicksal in diesem Land. Als wir aufbrechen, steht eine alte Frau am Ortsausgang, sieht uns lange, lange nach. Ihre Augen leuchten mit einem feuchten Glanz und ihre Lippen murmeln: »Deutsche Jungen, ja, deutsche Jungen!«

Wieder ein Abend. Wir sitzen im Saal eines halbzerfallenen Gutshauses in Grauduppen. Als kleine Könige saßen seine Besitzer einst auf ihrem unermeßlich großen Besitz. Man nahm ihnen alles bis auf ein verschwindend kleines Stückchen ihres Landes. Doch sie gehen nicht von ihrer Scholle. Die »großen Herren« von gestern nehmen den Pflug selbst in ihre Hand und werden Bauern ...

Breite Boulevards, belebte Geschäftsstraßen geben Riga das Gesicht einer modernen Großstadt. Uns nimmt die Stille der Petrikirche auf und die Ruhe des Waldfriedhofs der Baltischen Landwehr. Wir besuchen das Schwarzhäupterhaus, die Große und die Kleine Gilde. Vor allen Dingen kommen wir in Riga mit den Jungen der Deutschen Jungenschaft in Lettland zusammen, mit denen uns dann eine jahrelange gute Kameradschaft verbindet.

Nördlichster und östlichster Punkt unserer Fahrt ist Wenden in Livland. Wir klettern in den Burgruinen umher, und Wolter von Plettenbergs Geist wird lebendig. Wir bauen unser Zelt an der Aa. Lange sitzen wir des Abends am Feuer, das die ganze Nacht nicht ausgeht, lesen aus dem »Wanderer zwischen beiden Welten« und singen. Eiskalt ist das Wasser, als wir am Morgen in den von aufsteigenden Nebeln bedeckten Fluß springen. Dann bricht die Sonne durch, und das Wasser dampft auf unseren Leibern ...

Wir sind zu Hause, aber die Fahrt ist nicht aus. Im Festsaal der Heinrich-von-Plauen-Schule, der bis auf den letzten Platz besetzt ist, erzählen wir von unserer Fahrt und singen unsere Lieder. Wir müssen den Abend wiederholen, einmal in Elbing, dann in Marienburg und in Marienwerder. Was wir an den Fahrtenabenden erzählen, schreiben wir auf und geben ein Fahrtenheft heraus. Die Berichte werden abgedruckt und erscheinen noch in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften ...

Die Verbindung zu den Jungen der Deutschen Jungenschaft in Lettland bleibt bestehen bis zur »Umsiedlung« und darüber hinaus.

Geschichtsbewußt und -verbunden, wie jene Generation heranwuchs, schufen Ritterorden und Hanse eine Brücke vom alten Preußenlande bis hinauf zum Baltenland. Die Jungen sahen den ganzen Raum nicht nur geographisch als eine Einheit, sondern erkannten auch die Gemeinsamkeiten seiner Geschichte und Entwicklung. Am Wasser heranwachsend, waren ihnen die Städte an der Ostsee, wie Riga und Reval, Nachbarstädte.

In einem Bericht von einer Estlandfahrt noch im Jahre 1937 heißt es:

Wir sind von Narwa mit einem kleinen Fischdampfer hierher nach Hungerburg gefahren. Das ist ganz weit oben im Nordosten Estlands, und das Wasser, dessen Wellen sich dort unten am Strande brechen, ist der Finnische Meerbusen. Bis Narwa reichte einst das Heilige Römische Reich deutscher Nation, bis dorthin herrschte der Deutsche Ritterorden, und bis dort hinauf standen die Städte der Hanse. Hier war einmal das Ende der deutschen Welt, und hier ist auch heute die Grenze Europas, denn wenige Kilometer weiter östlich beginnt Sowjetrußland.

Mein Kamerad stand noch eben unten am Strande. Jetzt ist er im Wasser mitten zwischen den Wellen. Ich sehe noch zwei Jungen draußen. Es baden heute wenige Menschen, denn es

ist starker Wellengang. Ich laufe zur See hinunter und dringe langsam dahin vor, wo die drei Mann sich jetzt zusammen gegen die sich überschlagenden Wellen stemmen. Ich höre sie rufen und lachen, dann bin ich bei ihnen. In einer Pause zwischen zwei Wellen sagt Wilm zu mir: »Zwei deutsche Jungen!« Dann kommt wieder eine Welle, die uns überspült und fast umwirft. Darauf sagt er zu den Jungen: »Auch aus dem Reich!« und zeigt auf mich. Wir dringen nun zusammen weiter gegen die Wellen vor, schwimmen dann wieder zurück, springen gegen die Wogen an, ducken uns, lachen und prusten, wenn wir etwas zuviel Wasser abbekommen haben.

Die beiden Jungen waren frische, lebendige Kerle, wie alle deutschen Jungen, die wir dort oben trafen. Sie hatten es nicht leicht. Die Zugehörigkeit zu ihrer deutschen Jugendorganisation, dem Deutsch-Baltischen Pfadfinderkorps, war allen Schülern von der estnischen Regierung verboten worden. Damit hatte das Pfadfinderkorps zu bestehen aufgehört. An Stelle des Pfadfinderkorps war ihnen die Gründung von Schülerbünden gestattet. Diese waren aber kein Ersatz für die Kameradschaft und das ganze Leben im Pfadfinderkorps. Das Tragen der Uniform war verboten, und das ist viel für Jungen, denen das gleiche Kleid ein Sinnbild der Geschlossenheit und der Kameradschaft ihrer Gemeinschaft bedeutet. Unseren deutschen Kameraden in Estland war das nicht erlaubt, wie auch Tausenden und Tausenden deutscher Jungen nicht, die in anderen Ländern unter fremden Völkern lebten. Diese Jungen ließen sich dadurch nicht niederdrücken. Wenn sie keine einheitliche Tracht tragen durften, wurde ihre Haltung umso gerader, ihr Gang umso straffer und ihr Blick umso stolzer und freier.

Sehr einsam und weit verstreut im Lande wohnten die deutschen Jungen in Estland oft mit ihren Eltern. Da war ein deutscher Bauernjunge noch zur Zeit des Pfadfinderkorps einmal mit sechzig Kameraden in einem Lager gewesen. Als man den Jungen, der zum ersten Mal aus seiner ländlichen Einsamkeit herausgekommen war und an einem solchen Lager teilgenommen hatte, nachher fragte, wie es ihm gefallen hätte, antwortete er: »Herrlich, ich hätte nie gedacht, daß es soviel deutsche Jungen in der Welt gibt.« — Da fühlten wir, wieviel diesen deutschen Jungen in ihrer Vereinsamung, die wir kaum zu ahnen vermögen, das Pfadfinderkorps bedeutet haben muß. Wir sprachen an einem Abend mit mehreren Jungen über dies alles, und Wilm erzählte, wie er einmal von deutschen Jungen in Bessarabien, denen jede Organisation und jede Art der Zusammenkunft verboten war, eingeladen wurde, ihr Lager zu besuchen. Spät abends, wenn alles schlief, kamen diese zehn, zwölf Jungen in einem verlassenen Gebäude zusammen. Dort lasen sie vor, erzählten und sangen gedämpft, damit kein Laut nach außen drang. In einem Raum lagen Matten auf dem Boden, und dort schliefen sie dann die Nacht über, bis sie am frühen Morgen wieder leise und heimlich einzeln verschwinden mußten. Es war die einzige Möglichkeit für sie, überhaupt zusammenzukommen.

Dann erzählten wir von der Jugend im Reich und waren uns einig, daß der Geist und der Wille der deutschen Jugend in der ganzen Welt derselbe war, ganz gleich, wie die äußeren Formen aussahen und welche Forderungen ihnen ihr Staat auferlegte, dem sie untertan waren.

Brücke nach Polen

Bis zum Ende des 1. Weltkrieges hatten Ost- und Westpreußen einen gemeinsamen Wandervogelgau Altpreußen gebildet. In Heft 1/2 des Jahrganges 1919 des Gaublattes »Altpreußen« der Wandervögel finden wir noch eine gemeinsame Anschriftenliste. Der Gau Altpreußen setzte sich aus Kreisen bzw. Landschaften zusammen. Zur Landschaft Kulmerland gehörten neben Dt. Eylau die Städte Thorn, Löbau, Graudenz, Briesen und Hohensalza. Die Küstenlandschaft umfaßte Danzig, Langfuhr, Zoppot, Neufahrwasser, Oliva, aber auch Dirschau und Stolp. Die Landschaft Heide bildeten Konitz, Schlochau, Pr. Friedland. Zur Landschaft Pomesanien schließlich gehörten Elbing, Marienwerder und Marienburg, und alle diese Landschaften bildeten zusammen den Kreis Westpreußen.

Zwangsläufig zerbrachen nach dem 1. Weltkrieg der große Wandervogelgau und die Landschaften des Kreises Westpreußen. Doch unbeeinflusst durch alle politischen Ereignisse strömte die Weichsel durch das Land. Aus den fernen Karpaten kam der große Strom und rauschte ungebändigt durch die weite Ebene Polens. Von Thorn an zwang ihn die Ordnung hinter Damm und Deich. Durch fruchtbares Land floß er der Mündung zu in das Meer. Wir wußten, daß Damm und Deich ein deutsches Werk waren und daß deutscher Fleiß das Weichseltal und die weite Niederung zu einem Land gemacht hatten, darin »Milch und Honig floß«.

Breite und feste Brücken gingen von der Jugend in Ostpreußen zu der deutschen Jugend in Polen hinüber und herüber wie die mächtigen Nogatbrücken bei Marienburg und die Weichselbrücken bei Dirschau. Stege baute die Jugend selbst über rauschende Bäche, wenn man sie nicht zusammenkommen lassen wollte.

Zu den festen, unzerstörbaren Brücken gehörte die gemeinsame Vergangenheit. Die Geschichte erwies sich als ein starkes Band. Der Ritterorden und die Hanse waren immer wieder diesseits und jenseits der Grenzen lebendige Gegenwart. In Thorn war Nikolaus Kopernikus geboren, den Tycho Brahe einen Himmelsstürmer und Johann Gottfried Herder einen

Himmelsordner genannt haben. In Krakau hat Kopernikus seine Studien begonnen, in Frauenburg hat er sein großes Werk geschaffen und vollendet. Wenn die Jungen in Frauenburg im »Dom am Meer« hoch über dem Haff standen, war es ein Wunder, daß ihre Gedanken dann auch nach Thorn gingen, der Königin der Weichsel?

Die Marienwerder Wandervögel besaßen einst ein Landheim auf dem hohen Weichselufer jenseits von Marienwerder. Viele Fahrten führten dorthin über die Münsterwalder Brücke, die später abgebrochen wurde. Natürlich ging das Landheim verloren. Der Großdeutsche Jugendbund (DNJ), später Freischar junger Nation, in Marienwerder hatte jedoch auch in der »polnischen Zeit« lange eine »Kolonie« mit etwa fünfzehn Jungen in Mewe. Die »Kolonie« hieß dort Wandervogel. Oft waren die Marienwerder »schwarz« drüben, aber der Zusammenhalt wurde durch die Grenzverhältnisse zunehmend erschwert.

Die Gruppe des Alt-Wandervogels, später Deutsche Freischar, in Marienburg erhielt ihr besonderes Gepräge dadurch, daß sie in der alten Ordenshauptstadt im Schatten der Marienburg und am Eingangstor nach Ostpreußen zu Hause war. Unendlich viele Besuche aus dem »Reich« und aus dem Ausland kamen dorthin. Zu den Bundeskameraden in Danzig bestanden ebenso gute Beziehungen wie zu der dortigen akademischen Jugend und zu der deutschen Jugend in Polen.

Jahrelanger Führer der Marienburger Deutschen Freischar war Willi Roschinski, Dachs genannt. Er hatte lange Zeit die Schlüssel zu den Jugendherbergen im Marien- und im Töpferfor in seiner Wohnung in Verwahrung. Dort befand sich auch unter verständnisvoller väterlicher Duldung ein Ausrüstungslager für die deutschen Jungen in Danzig und Polen, die nach Marienburg einkaufen kamen bzw. sich von dort alle Dinge für ihre Arbeit holten, die sie in Danzig und Polen nicht bekamen.

1927 machten die Marienburger zusammen mit einer Langfuhrer Gruppe der Deutschen Freischar eine Fahrt zum Lager der Deutschen Jungenschaft in Polen, das am großen Weichselknie bei Fordon/Thorn stattfand. Die Fahrt dauerte fünf Wochen. Es wurde nur gezeltet. Der Weg führte von Danzig über Gdingen, Neustadt durch die Kaschuber und die Tucheler Heide nach Posen und Krakau und schließlich auf der Weichsel nach Danzig zurück. Dazwischen war das Lager, das von starken Gruppen aus Oberschlesien, dem Korridorgebiet und Lodsch besucht war. Unterwegs veranstaltete die Fahrtengruppe in vielen kleinen Orten deutsche Kulturabende. Die Marienburger berichteten hinterher, daß sie überall auch zu den Polen ein durchaus freundliches Verhältnis gefunden haben. Sobald man sich von Mensch zu Mensch begegnete, keine Behörden da waren, die aufpaßten, da fand sich ein Wort zum anderen. Da lachte man sich sogar plötzlich an, wenn der Kleinste der Gruppe unter seinem großen Rucksack dahergewandelt kam, daß man versucht war zu fragen: »Wo will der Rucksack nur mit dem Jungen hin?« Da half einer dem anderen, wenn notwendig, und es ergab sich Verständnis füreinander.

Das war es eben, daß es dazu viel zu wenig Gelegenheit gab. Es waren allzu viele Brücken abgebrochen und tiefe Gräben gezogen worden. Was wußten die Ostpreußenjungen schon von Polen: Mehr als hundert Jahre haben sie keinen eigenen Staat gehabt und dennoch nicht den Glauben an seine Wiederauferstehung verloren. »Noch ist Polen nicht verloren«, sangen sie allen Widerständen zum Trotz.

Auf den Fahrten, die sie nach Polen machten, lernten die Ostpreußen polnische Volkstrachten und Volkskunst, auch das Volkslied, schätzen und bewundern. Ihnen gefiel die in Polen ausgeprägte Form des Barock. Schließlich erinnerten sie sich, daß Deutsche und Polen einst gemeinsam die Türken bei Wien schlugen und ihren Rückzug erzwangen. Das aber war alles, was sie wußten.

Die Deutsche Freischar in Elbing hatte eine Gruppe der Deutschen Jungenschaft in Polen aus den Beskiden in ihrem stolzen Heim im alten Markttor zu Besuch. Doch, ach, den Jungen schien der Seewind in der Hansestadt nicht zu bekommen. Sie klagten über Kopfschmerzen und bekamen Fieber, so daß sogar ein Arzt ins Markttor kommen mußte. »Klimakrank« hieß die Diagnose. Die Jungen hatten gar zu schnell das heimliche Gebirgsklima mit dem Seeklima vertauscht. Doch zwei Ruhetage brachten alles wieder ins Reine, und lustig klangen die Lieder vom Turm über die alten Giebeldächer der Stadt. Bis spät in die Nacht hinein wurde miteinander »geklönt«.

Die Gruppen der Deutschen Freischar in den Städten rund um die Marienburg bildeten einen Ring, der sich nach der Marienburg »Die Burg« nannte. Die Burg feierte die Sommersonnenwende an der Dreiländerecke bei Weißenberg an der Weichsel, dort wo die Grenzen Polens, der Freien Stadt Danzig und Ostpreußens zusammenstießen. Nach einem gemeinsamen Thing der Gruppen loderte das Feuer auf dem Weißen Berg gleich neben dem großen granitnen Westpreußenkreuz und grüßte weit über die Weichsel die vielen deutschen Menschen jenseits der Grenze. Überall entlang dieser Grenze waren Sonnwendfeuer zu sehen, auch von der anderen Seite grüßten zwei, drei Feuer zurück. Am anderen Tag standen die Jungen auf dem Deich und sahen einen kleinen Dampfer auf der Weichsel einen tollen Zick-Zack-Kurs fahren, bedingt durch die vielen Sandbänke, die eine polnische Stromverwaltung entstehen ließ.

Der Gau Altpreußen der Deutschen Freischar machte 1929 eine Großfahrt in die Karpaten. Werner Hahn, der Gauführer, schrieb darüber in seinem Jahresbericht von 1929:

Wir zogen in zwei großen Heerhaufen auf Fahrt. Die Danziger als Westabteilung brachte die Bahn über Posen, Oberschlesien, nach Bielitz. Dort begann die Fahrt. Sie führte im großen Bogen durch das Waagtal und die Niedere Tatra zum Ostfuß der Hohen Tatra. Die Ostpreußen als größere Ostabteilung sammeln sich in Lyck. Die Bahn schafft sie nach Süden über Bialystock, Brest-Litowsk, Lemberg in die Ostkarpaten.

Ihr Fahrtenweg verläuft nach Westen zur Hohen Tatra. Dort ein gemeinsames Schlußlager der ganzen, fast hundert Mann starken Fahrtengruppen des Gaus. Vom Lager aus Fahrten ins Hochgebirge. Die Berichte der einzelnen Gruppen erzählen von regenschweren Zeltmächten im ungarischen Pfadfinderlager, von Fahrten mit Waldbahnen, von ruthenischen Bauern, vom Handel mit Juden, von gebratenen Hammeln am Spieß nach einer sintflutartigen Zeltnacht, vom Besuch in deutschen Dörfern, in denen seit dem Kriege kein Deutscher mehr gewesen ist und in denen es kein deutsches Buch gibt, nicht einmal eine deutsche Bibel. Sie erzählen von polnischen Grenzbeamten deutscher Nationalität, die dort unten ihren Dienst tun und die sich freuen, nun seit Jahren zum ersten Mal wieder deutsch reden zu hören. Sie erzählen von der Feierstunde auf dem Zwinin, den unsere ostpreußischen Regimenter 1915 stürmten, vom Besuch der Heldenfriedhöfe, die nach Westen zu ganz gut im Stande, im Osten aber furchtbar verwahrlost sind. Dort haben die Bauern die Kreuze verheizt und die Gräber zum Teil durchwühlt. — Eine Gruppe ist verhaftet eine Nacht im Eisenbahnwagen eingesperrt. Warum? Weil sie fotografiert! Was uns übrigens ausdrücklich gestattet war.

Begründung: Die Deutschen haben im Krieg so gute Karten gehabt, und das kommt nur vom Photographieren! Ein Beamter will die Kassetten öffnen, um zu prüfen, was auf den Platten für Aufnahmen sind! Ostgalizien! — Die Fahrtenhaufen werden auf Schritt und Tritt überwacht. Der Polizeichef eines Nestes sagt z.B. dem Führer: »Ihre eine Gruppe ist an dem Chausseekreuz dort und dort.« »Das kann nicht stimmen!« »Bitte, ich habe eben die telefonische Meldung bekommen.« — Das Lager in der Tatra ist so gut angelegt, daß zwei tschechische Landjäger es tagelang vergeblich suchen. Das Schönste sind vielleicht für uns Flachländer die Hochgebirgsfahrten in der Tatra. Dort treffen wir auch Fahrtengruppen von Mark I.

Als die Bünde im Reich durch die Auflösung seitens der Nationalsozialisten ihre sichtbare Gestalt verloren hatten, da kam auf einmal von der anderen Seite der Grenze, von der Deutschen Jungenschaft in Polen eine Gabe, die in Ostpreußen damals als ein großes Geschenk empfunden wurde. Es waren die blauen und grünen Hefte der »Zelte im Osten«, einer großartigen Zeitschrift der Deutschen Jungenschaft in Polen, eine Kulturleistung aus bündischem und auslandsdeutschem Geiste zugleich. Die Bezieherzahl aus Danzig und Ostpreußen schwoll lawinenartig an, bis ein Bezugsverbot dem ein Ende setzte und mancher Bezieher erheblichen Unannehmlichkeiten durch den Sicherheitsdienst der NSDAP und die Hitler-Jugend ausgesetzt wurde.

Herausgeber der »Zelte im Osten« war Peter Nasarski, damals in Lodz. Engster Mitarbeiter war der Oberschlesier Erich Scholz (Olka), heute u.a. Mitarbeiter der Elbinger Briefe.

Eine gute Verbindung nach Polen bestand weiterhin durch den VDA (Volksbund für das Deutschtum im Ausland). In enger Zusammenarbeit mit dem VDA in Marienwerder gingen die Hohnsteiner Puppenspieler im Korridorgebiet auf Spielfahrt. Wo sie hinkamen, ließen sie ein paar ihrer Puppen zurück und regten damit allerorten zu eigenem Spiel an.

Im VDA-Heim Gr. Bökau auf der Danziger Höhe, dicht an der Grenze, nicht weit vom Turmberg bei Karthaus in der Kaschubischen Schweiz, führten die Elbinger etliche Grenzlandlager ganz in »altem Sinne« durch. In Gr. Bökau waren auch oft Leute von »drüben«. Der »Feuerspruch«, das Lied der Deutschen in Polen, fand damals auch bei den Elbingern Eingang.

Aus dem Bericht einer Fahrt an den Bug:

Weiter unten am Bug mußten auch deutsche Dörfer sein. Da wollten wir unbedingt hin. »Niemiecska Kania« stand auf der Karte. Sicher ein deutsches Dorf. Gerade als wir aufwachen, legt der Kahn an. Einige Fragen. Nein, hier wohnen keine Deutschen, aber landeinwärts in Nowawies. Also hin. Schon von weitem sieht das Dorf anders aus als alle anderen. Stattliche Gehöfte, große Obstgärten. Auf dem Hofe Ordnung, Sauberkeit, Wohlstand. Der erste, den wir treffen, ist ein alter Mann. Er freut sich sichtlich, endlich wieder einmal Deutsche zu sehen. Anfangs mustert er uns etwas mißtrauisch. Dann taut er auf. Erzählt uns von seinen Reisen. Er war in ganz Rußland, ja, in Kleinasien, Palästina, Jerusalem, Bethlehem.

Davon spricht er viel. Er ist sicher Mennonit oder Gemeinschaftler, klagt über die Zeiten: »Es gibt heutzutage viel Unglauben in der Welt.« Wir sind etwas verwundert, unterhalten uns aber sehr gut, sprechen von diesem und jenem, vom Kriege. »Ja, wie haben sich die Deutschen gewundert, daß hier deutsche Bauern wohnen.« Der Enkel dieses Mannes ist irgendwo auf einem Lehrerseminar. Er wird später deutscher Lehrer sein. Das ist nötig wie das liebe Brot. Endlich gehen wir weiter. Lange noch blickt uns der Alte nach.

In einem Heft der »Spur« lesen wir auch von einer Fahrt deutscher Jungen aus Polen die Weichsel abwärts, auf selbstgebaute Fahrzeug:

Seit Wochen und Monaten eilte durch die Stämme der Flußpiraten des obersten Weichselgebietes geheimnisvolle Kunde von einem verwegenen Piratenzug in das fruchtbare Gebiet des unteren Flußlaufes. In einer stürmischen dunklen Nacht loderten Feuerzeichen auf den Bergen und kündeten die baldige Abfahrt.

Die letzten Vorbereitungen sind im Gange. Eilig besorgtes Material wird zur »komfortablen« Ausstattung der Galeere an Bord gebracht; ein mächtiges Zelt wird gebaut, aus Grassoden und Steinen entsteht eine Feuerstelle, die den Mittelpunkt der Galeere bildet; hier werden die »Kriegsberatungen« abgehalten, hier lagern des Abends die Mannen um den Topf mit echtem »Weichseltee« und tauschen ihre Erlebnisse aus und erzählen von ihren wilden Fahrten.

Der letzte Mann an Bord; der letzte Affe wasserdicht verstaut. Der große Augenblick naht; nun kann es losgehen. Die jungen Piraten treten an die ungefügen Riemen und betrachten etwas skeptisch die klobigen Dinger. »Na, es wird schon schiefgehen«, ist der tröstende Gedanke. Achtung! Am Ruder steht hochauferichtet Aklo und erteilt den schicksalsschweren

Befehl: »Achtung, Abfahrt. Na prawy lad! Mocno, mocno! Silny!« Rrrrr -az! Rrrrraz! Unregelmäßig klatschen die Riemen in das Wasser und werden mit einer fabelhaften Sicherheit nach der falschen Seite gezogen. »Prziakrew! Stoj!«, flucht Aklo. Der Fährmann übernimmt nun das Kommando und erklärt den Wölllingen die Technik des Ruderns. Alles hört interessiert zu und nickt verständnisvoll mit dem Kopf, obwohl die wenigsten polnisch verstehen. Der zweite Versuch klappt schon besser, und die reißende Strömung treibt das Schiff bald stromabwärts. Pieronna! Was für eine Fahrt! Unbarmherzig brannte die Sonne auf die kuneroltriefenden Rücken (flüssige Margarine) der bedauernswerten Ruderknechte, die sich ihre schwere Arbeit mit Gesang verkürzen und oft ins Wasser springen und kilometerweit neben unserem Schnellboot (7 km pro Stunde) herschwimmen.

Winterlager in der Kaschubischen Schweiz — mächtiger Jubel bei den Jungen. Ein altes Bauernhäuschen hartete unser mit mächtigen Deckenbalken und einem riesigen Kachelofen in der großen Stube und einem stattlichen Kamin in der Küche ... Vor dem Krieg hatten die Danziger in diesem deutschen Dorf ein Landheim, und jetzt, nach fast 15 Jahren, sollten wir erfahren, wie unsere alten Führer hier günstig gewirkt hatten: Wir sitzen um den großen Tisch im Scheine einiger Kerzen, die auf einem über uns hängenden Ski befestigt sind, als es draußen klopft und ein alter Bauer eintritt, indem er uns einen guten Abend wünscht. Ein froher Gruß von unserer Seite, ich drücke ihm die Hand und lasse ihn auf unserem Großvaterstuhl am Kopf des Tisches Platz nehmen. Es ist Ebel, eine prächtige Bauerngestalt, der Besitzer unseres ehemaligen Landheimes. Man sieht ihm die Freude an, wieder nach so langen Jahren Wandervogel um sich zu sehen. Einen Zupf von 1912 holt er hervor und zeigt uns stolz die von vielen Führern unterschriebene Widmung. Er fragt nach ihnen, und es wird stiller in unserer Kreise, als ich ihm erzählen muß, daß die meisten dieser frohen Fahrtgesellen, die hier bei diesem deutschen Siedlungsbauern in bester Erinnerung sind, Rußlands oder Frankreichs Rasen deckt.

Wir nehmen die Klampfen und singen. Er bittet um Lieder, die seinerzeit viel gesungen wurden und unseren Jungen heute weniger bekannt sind. Manches Lied singt er mit ...

Über die engen Beziehungen der Deutschen Jungenschaft in Polen zu Danzig und auch zu Ostpreußen, besonders der Deutschen Freischar, berichtete auch Peter Nasarski in seinem 1957 im Holzner Verlag, Würzburg, erschienenen Buch »Deutsche Jugendbewegung und Jugendarbeit in Polen 1919—1939«.

Die verschiedenen Namen der Bünde der deutschen Jugendbewegung, die unterschiedlichen Fahnen und Abzeichen sind allorts gleichgültig geworden zwischen denen, die »noch einmal davon gekommen sind«. Als alte Vertraute grüßen sie sich, wo sie sich begegnen. Erst recht fanden und finden sich die Männer, die in ihrer Jugend in den Bünden und Gruppen beiderseits der Weichsel standen.

Brücke nach Skandinavien

Die Elbinger Wandervögel berichten schon aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg:

In Danzig fanden wir stets Kapitäne, die uns kostenlos mitnahmen nach Stettin, Flensburg, Hamburg, Bremen, auch nach Kopenhagen, Schweden und bis nach Riga. Von diesen Orten aus begannen unsere Fußwanderungen, und für die Heimfahrt fanden wir stets wieder solche Fahrtgelegenheit, einmal sogar mit einem Torpedoboot von Malmö bis Pillau. Auf den Handelsdampfern schliefen wir in Schiffshängematten und durften in der Schiffsküche unsere Mahlzeiten bereiten. Während der Fahrt gab es ja an Bord nichts zu tun, höchstens rein Schiff machen, woran wir uns gern beteiligten. Aber abends saßen wir mit der Schiffsmannschaft zusammen und sangen ihr unsere Lieder.

Einem Elbinger VDA-Fahrtenbericht, veröffentlicht im »Jung-Roland« — Heft vom Juni 1937 — entnehmen wir:

Ein Fahrtentag in Nordschleswig. Apenrade! Am Ende der weitausladenden Bucht sehen wir es vor uns ausgebreitet. Hoch oben am Steilhang stehen wir. In zartem Blau wölbt sich der Himmel. Die Sonne hat noch nicht ihre sengende Kraft erreicht. Warm und angenehm umhüllen uns ihre Strahlen. In uns ist Fröhlichkeit, nicht äußere, sondern innere, die sich fühlbar macht in einem sich gegenseitig Verstehen, in besonderer Verbundenheit. Die Affen auf dem Rücken, stehen wir und schauen und wollen gar nicht fort. Doch wir müssen weiter, auch wenn die Gastfreundschaft des deutschen Bauern uns den Aufenthalt in seinem hoch auf dem Berge gelegenen Hof noch so angenehm gemacht hat. Wir wenden uns der Landstraße zu, die sich wie ein weißes Band um die Förde legt. Als schmaler weißer Strich verschwindet sie schließlich zwischen den Häusern Apenrades. Noch einmal sehen wir uns um. Vor dem Tor seines Gehöftes steht unser Gastgeber und winkt uns einen letzten Gruß. Jedesmal, wenn wir irgendwo so gastfreundlich aufgenommen sind, befällt uns das gleiche Gefühl. Wir sind beschämt über die selbstverständliche große Gastfreundschaft, die keine Mühe scheut. Wie sollen wir ihnen danken. Viele Dankesworte wirken an dieser Stelle lächerlich. Wir können ihnen nur erzählen von uns, wie uns wirklich zumute ist und wie es bei uns zu-

geht. Und wenn wir dann sehen und fühlen, daß wir damit auf die Herzen der Deutschen gewirkt haben, daß wir ihnen irgendwie weitergeholfen haben, dann ist für uns der Hauptzweck unserer Fahrt erfüllt.

Apenrade! »Drei Fische sind im Wappen der Stadt, und von jeher ist ihr Gedeihen von dem Blühen der Schifffahrt abhängig gewesen«, so erzählt uns der Führer der Deutschen Jungenschaft in Apenrade. Wir sitzen im Heim der Jungenschaft, einem kleinen Holzhaus auf dem Hof der deutschen Schule vor der Stadt. Dem Heim ist es anzumerken, daß es die Jungen mit Liebe ausgeschmückt haben. In Eile sind die Jungen zusammengetrommelt worden, um wenigstens eine Weile mit uns zusammenzusein. Die Zeit zum Aufbruch ist gekommen, der Führer der Jungenschaft begleitet uns zur Bahn und erledigt für uns die Formalitäten am Schalter. Kaum sind wir eingestiegen, da gibt der Bahnhofsvorsteher, der in seiner Uniform aussieht wie ein General, das Abfahrtsignal. Pustend und fauchend wie ein böses Tier, setzt sich der Zug in Bewegung. Wir stehen im Gang und sehen hinaus. Bald muß der Knivsberg auftauchen. Inzwischen erzähle ich den Jungen etwas über seine Geschichte, wie im Jahre 1919, kurz vor der Abstimmung, 10000 deutsche Männer und Frauen sich auf dem Knivsberg versammelten, um sich zu ihrem Deutschtum zu bekennen. Und seit dem Tage ist der Knivsberg alljährlich zur Sammelstätte der Deutschen geworden.

Weiter rast der Zug, vorbei an Bauernhöfen, die mit dem geschlossenen Viereck ihrer Gebäude wie kleine Burgen aussehen. In Hadersleben erwartet uns Hanno, der dortige Führer der Jungenschaft, an der Bahn. Wir brauchen uns nicht um unsere Nachtquartiere zu sorgen. Für jeden Jungen ist bereits bei einem Deutschen eine Unterkunft besorgt, und bald klappern unsere Nagelschuhe auf den Straßen von Hadersleben, so daß sich manch einer erstaunt umsieht.

Selma Lagerlöf erzählt in ihrer »Wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgerssohn mit den Wildgänsen«, wie die Wildgänse mit dem kleinen Nils nach Wisby fliegen und ihm diese Stadt zeigen, um ihn in seiner Trauer um die im Meer versunkene Stadt Vineta zu trösten. So ergeht es den Kindern Altpreußens. Eine Reise nach Skandinavien ist ihnen heute eine Reise nach Hause. Sie empfinden wie auf ihren Fahrten vor vierzig, fünfzig Jahren oder noch mehr, daß alle Hansestädte schwesterlich verwandt sind und einander ähnlich, mögen sie auch alle ihr eigenes Gesicht haben. An der deutschen Ostseeküste und in Nord- und Nordosteuropa gleichermaßen weckte die Hanse die Initiative, förderte die Erfindungsgabe und die Arbeitsintensität der Bevölkerung. Aus wirtschaftlichen Gründen entstanden und gewannen die Hansestädte Macht, bildeten eine kulturelle Einheit und wurden Sinnbild eines blühenden Europas in aller Vielfalt seiner Glieder.

Über Wisby auf Gotland, über die Stadt und über die See erklingt noch heut zur Mittagsstunde das Glockenspiel von St. Marien, grüßt die Glockenspiele von Brügge, Gent, Mecheln, Delft, von der Gedächtniskirche in Berlin, von St. Katharinen in Danzig, das heute von St. Marien in Lübeck ertönt.

Die zwölf Jahre

Dies ist nun ein sehr persönlicher Bericht. Viel anderes ist passiert, liebe sich berichten und könnte ein ganzes Buch füllen.

Als im Sommer 1933 in Altpreußen wie überall im Deutschen Reich die Bünde der freien deutschen Jugendbewegung durch den Nationalsozialismus ihr Ende fanden, war das Leben nicht plötzlich ausgelöscht. Es geschah wohl allerorten so ähnlich wie in Elbing bei der Jungenschaft Weiße Ritter der Deutschen Freischar. In einer Novembernacht verbrannten die Weißen Ritter auf einer Lichtung im Walde ihren Wimpel und die alten Fahnen des Elbinger Wandervogels. Sie sollten nicht in die Hände der Hitler-Jugend fallen, die sie schon lange suchte. Auf dem Leib trug ihr letzter Träger die blaue Fahne mit der Lilie, als er zum Feuer trat und sie hervorzog. Hoch flatterte sie auf, als er sie auf die Flammen warf, als wollte das Feuer sie nicht verzehren.

Das Leben war damit nicht ausgelöscht! Vieles, was bis dahin erst erdacht und erträumt worden war, fand lange danach sogar erst seine Verwirklichung. Ehemalige Angehörige der Deutschen Freischar in Elbing fanden im Volksbund für das Deutschtum im Ausland (VDA) sehr bald ein reiches Arbeitsfeld und Wirkungsgebiet. Unter vielen Schwierigkeiten, unter mancherlei Gefahren wurden von ihnen stolze Fahrten nach Lettland, nach Nordschleswig und Dänemark sowie in den Bayerischen Wald durchgeführt. Ihrer alten guten Art getreu,

machten sie Leseabende, Märchen- und Singstunden, veranstalteten Lager auf der Danziger Höhe und anderswo. Sie machten Puppenspiele, Buch- und Kunstausstellungen. Zu den alten Bundesangehörigen fanden sich neue Jungen und Mädels gleichen Sinnes und gleicher Art. Ohne jede feste äußere Form und Organisation bildete der junge Mitarbeiterkreis des VDA in Elbing ein »Gruppe« im besten bündischen Sinne und prägte seine Angehörigen wie sie. Die Elbinger gewannen Einfluß auf die VDA-Arbeit im ganzen Reich, nicht zuletzt durch ihre Mitarbeit an den Jugendzeitschriften des VDA, dem »Jung-Roland« und den »Roland-Blättern«.

Dies alles geschah in den Jahren 1933—1937, teils unter Duldung der Hitler-Jugend, teils sogar mit einem gewissen Stolz ihrerseits, sich dies als eigenen Verdienst anrechnend, zum Teil allerdings auch gegen erhebliches Mißtrauen und manchen Widerstand. Es geschah dies mit Unterstützung und in vollem Vertrauen wohlwollender Männer und Frauen im VDA. Die damalige VDA-Arbeit in Elbing war gekennzeichnet durch eine enge, vorzügliche Zusammenarbeit zwischen älterer und junger Generation, zwischen Schule und aus den Bünden kommenden Kräften. Die Arbeit nahm 1937 ein Ende, als die Hauptträger von Elbing fortgingen. Wie es sich nachträglich herausstellte, auch zur rechten Zeit, da sich die Hitler-Jugend nicht länger mit diesem »bündischen Treiben« in Elbing abfinden wollte. Ich erfuhr 1940 bei der VDA-Bundesleitung in Berlin, daß sich die Gestapo 1936/37 sehr für die »bündischen Umtriebe« in Elbing zu interessieren begonnen hatte.

Die Hitler-Jugend hatte zum großen Teil ihre organisatorischen Bezeichnungen von der bündischen Jugend übernommen. Sie machte sich das Heim- und Fahrtenwesen zu eigen. Hinter allen Betätigungen — ob Sommerlager, Fahrten, Straßensammlungen, Aufmärschen, Sport und Segelfliegen oder Kulturarbeit — stand aber bald nur noch die politische Ausrichtung. Außerdem entstand eine große Verwaltungsbürokratie, die bisher in den Jugendorganisationen kaum, in der bündischen Jugend überhaupt nicht bekannt war. 1938 wurde die Hitler-Jugend zur Staatsjugend erklärt und das Prinzip der Freiwilligkeit, das bis dahin die deutsche Jugendbewegung beherrscht hatte, durchbrochen. Im 2. Weltkrieg wurden die Kulturerziehung und der Sport, der Heim- und Fahrtenbetrieb zu Gunsten des Kriegshilfsdienstes im zivilen Luftschutz, im Ernteeinsatz und im RAD immer mehr vernachlässigt und immer weiter aufgegeben. Nach der totalen Mobilmachung erfolgte die verstärkte vormilitärische Ausbildung und der Dienst bei der Flak, der Waffen-SS und zum Schluß des Krieges der Fronteinsatz im Volkssturm.

Die Jugend unserer Heimat ging den gleichen Weg wie die unseres ganzen Volkes, aber wie andernorts blieb auch in der Heimat das *Leben*, das sich nicht in Bande legen ließ, erhalten. Da und dort innerhalb der Hitler-Jugend und erst recht außerhalb, blühte trotz aller Reglementierung wahres Leben, blieben Jungen und Mädchen sich treu, denn »Jugend ist immer Umarmung der Welt«, wie der Dichter Walter Bauer in einem Brief schrieb.

Brücke zum Heute

Gewiß ist die Erinnerung ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Doch geht es uns nicht so sehr um die Erinnerung als um die Besinnung darauf, was war und woher wir kommen. Das gilt für uns, die wir es erlebten, und auch für diejenigen, die es nicht erlebten, weil sie zu jung sind.

Brücke zum Heute sind die von Bernhard Heister in Berlin seit mehr als 40 Jahren herausgegebenen Elbinger Briefe, die einzige regelmäßige ostdeutsche Publikation, die aus dem Geist der deutschen Jugendbewegung gestaltet wird, allerdings ohne die Jugendbewegung als den Nabel der Welt zu betrachten. Die »Briefe« und ihre Sonderdrucke entstanden aus einem Rundbrief an die ehemaligen Angehörigen der Deutschen Freischar in Elbing. Dr. Fritz Krapp (doc), kritisch und aufgeschlossen zugleich, hat viele Jahre hindurch im »stichwort«, der von ihm redigierten Führungsschrift der heutigen Jugendbünde, immer wieder auf die »Briefe« hingewiesen. Wir zitieren aus seinen Rezensionen: »Die Zukunft entscheidet darüber, ob die Vergangenheit lebendig ist oder nicht.« Ein Sartre-Wort, aber in diesen Heften in Paris gar nicht so weit weg. Es wäre traurig, wenn die Kraft, solche Briefe mit all ihren Zwischentönen und ihrer noblen Haltung fortzusetzen, erlahmen würde.

So wie die Frankfurter Allgemeine nicht nur für Frankfurter bestimmt ist und nicht nur von diesen gelesen wird, so erreichten die Elbinger Briefe nicht nur Elbinger und Menschen aus dem deutschen Osten. Bestimmend ist die Atmosphäre. Viel Geschichtliches, aber immer unter der Warnung: »Gib acht, daß es Mantel und Metamorphose, aber nie Mauer zur Gegenwart wird.« (Annemarie in der Au) ... Das ist nicht nur wehmütige Kleinmalerei, sondern ein Schritt aus der Rückwärtsgewandtheit in die Metamorphose. Wie immer wegen seines Nuancenreichtums und seiner Sensibilität ansprechend und lesenswert.

Was Bernhard Heister hier zusammenträgt, ist wirklich und unwirklich zugleich, und dies Miteinander von Liebe und Sehnsucht, Erinnerung und bitterer Realität, geistigem Abenteuer und liebevoller Kleinmalerei lokaler Kostbarkeiten, die aber auch über Lokales hinausgeht, bildet den Reiz ... Wenn das »Reiseland Ostpreußen« in den Texten Agnes Miegels aus dem Jahre 1939 geschildert wird, dann ist das eine Wiederentdeckung, die das Band neu knüpft. ... Und dann später »Uralte Sitte, verbindendes Mahl«: Polnische Freunde schicken zur Heiligen Nacht geweihte Oblaten, eine Geste mit der gemeinsam feiernde Freunde, indem sie sie untereinander teilen, ihre Verbundenheit zum Ausdruck bringen. ... Hier wächst etwas aus der Reihe heraus, was nur einmal da ist und für sich spricht.

Charlotte Heisters Bilder, wie bringt sie es nur so weit, daß ihren wenigen Strichen so bunte Bilder entsteigen? ...

Wir sind ja alle Augenmenschen. Lassen wir uns von diesen Bildern nicht nur »berieseln«, sondern schauen sie uns wieder und wieder an. Lassen wir die Bilder »erzählen«. Sie erzählen nämlich vieles. ... Es sind recht kräftige Striche, mit denen die Konturen so gezeichnet werden, daß auch verzwickte Dinge auf das Wesentliche und Erfafßbare, auf den Moment reduziert werden, zugleich aber soviel Atmosphäre und Stimmung provozieren, soviel Charakteristisches offen legen, daß Stadt und Landschaft lebendig werden.

Charlotte Heister aus Gablonz schlägt in ihrem heutigen Wohnort Berlin künstlerisch den Bogen zwischen ihrer böhmischen Heimat und dem Ordensland.

Hoch über dem Nagoldtal im Schwarzwald liegt die Burg Liebenzell. Kommt man auf den Burghof, betritt man die Räume der Burg, begegnen einem junge Männer und Mädchen aus aller Welt, aus den verschiedensten Völkern und Rassen. Wir befinden uns im Internationalen Forum Burg Liebenzell, zu dem außer der Burg Liebenzell die gleichfalls im Schwarzwald gelegene Burg Hornberg gehört. Über 100.000 junge Männer und junge Mädchen aus mehr als 120 Nationen haben bisher an den Arbeitsgemeinschaften und Tagungen des Forums teilgenommen. Bei Burg Hornberg handelt es sich um eine ausgesprochene Aufbauarbeit von jungen Deutschen und jungen Franzosen, an der jedes Jahr mehrere hundert junge Menschen aus beiden Nationen teilnahmen. Sie schufen, wie es in einem Bildbericht von Burg Liebenzell heißt, durch ihren Geist und Opfersinn, durch Idealismus wie durch ihrer Hände Arbeit ein »Kleines Modell für ein großes Europa«.

Im Jahre 1271 zog der Ritter Ludwig von Liebenzell von seiner Burg im Schwarzwald gen Osten, um in den Deutschen Ritterorden einzutreten. Als Ordensritter erwarb er große Verdienste und war viele Jahre Komtur der Ordensburg Ragnit.

Die Jahrhunderte vergingen, Burg Liebenzell sank in Trümmer. Da kam nach dem 2. Weltkrieg Gustav-Adolf Gedat, später Vorsitzender des Internationalen Forums Burg Liebenzell, Dr. h. c. und Mitglied des Deutschen Bundestages, in den Schwarzwald. Mit seinen Freunden begann er, die Burg wieder aufzubauen, nicht ahnend, welcher Kreis sich damit schloß: Gustav-Adolf Gedat aus der evangelischen Jugendbewegung, dem B.K. (Bibelkreis) kommandiert, einst CVJM-Sekretär in Elbing, ist nämlich — in Ragnit geboren. Welcher gewaltigen Bogen schlug hier die Geschichte, was für eine Brücke durch die Zeit von dem letzten Ritter von Liebenzell, der ausritt, um in dem Lande jenseits der Weichsel bei der Ausbreitung christlich-abendländischer Kultur mitzuhelfen, bis zu dem Heimatvertriebenen aus Ostpreußen, der nach siebenhundert Jahren die Burg zu neuem Leben erweckte. Doch von alledem hat Gustav-Adolf Gedat auch erst erfahren, lange nachdem die Bauarbeiten schon im Gange waren. Sein Werk aber können wir wohl der Geschichte der Jugendbewegung in Altpreußen hinzurechnen, denn es entstand — nach Krieg und Vertreibung — im Geiste der Jugendbewegung.

Literatur

Die Literatur über die deutsche Jugendbewegung ist sehr umfangreich, zu unserem Thema »Ostpreußen« jedoch wesentlich geringer.

Wir nennen nachstehend außer den bereits in unseren vorhergehenden Beiträgen genannten Veröffentlichungen einige uns wesentlich erscheinende Publikationen:

»Deutsche Jugendbewegung in Europa«, herausgegeben von Peter Nasarski, Verlag Wissenschaft und Politik, Köln, u.a. mit einem ausführlichen Kapitel über den »Brückenkopf Danzig-Westpreußen«.

»Jugend im Aufbruch/Zur Geschichte der Jugendbewegung in Westpreußen«, herausgegeben von Hugo Rasmus, DJO Bundesgruppe Westpreußen.

»Gefilte Fisch« mit dem Untertitel »Eine Jugend in Königsberg« und »Talisman Scheherezade/Die schwierigen zwanziger Jahre«, beides von Max Fürst, Carl Hanser Verlag, München, wesentlich für die jüdische Jugendbewegung in Ostpreußen.

»Deutsche Jugendbewegung und Jugendarbeit in Polen 1919—1939«, von Peter E. Nasarski, Holzner Verlag, Würzburg.

»Wandervogel und Jugendbewegung im Baltikum 1916—1934«, von Wilhelm Hoheisel, dipa-Verlag, Hofheim/Lorsbach.

Die »Elbinger Briefe«, Jahreshefte seit 1950 alljährlich im Herbst, ein ostdeutsches Kulturmagazin aus dem Geist der Jugendbewegung.

Eine umfassende Bibliographie zur »Jugendbewegung in Ostpreußen« wäre eine besondere, nicht geringfügige Aufgabe.